

DER FELS

Erzbischof Dr. Jean-Claude Perisset:
Freude am Glauben
aus der Hingabe an Gott

307

Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus:
Christi Auferstehung: Anbruch der
Hoffnung für die gesamte Welt

310

Heinz Froitzheim:
„Gesät wird in Verweslichkeit,
aufgeweckt in Unverweslichkeit“

318

Katholisches Wort in die Zeit

40. Jahr November 2009



INHALT

Erzbischof Dr. Jean-Claude Perisset:
Freude am Glauben
aus der Hingabe an Gott..... 307

Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus:
Christi Auferstehung: Anbruch der
Hoffnung für die gesamte Welt Teil 1 ... 310

Pfr. Mag. Christoph Haider:
Erde oder Asche 314

Heinz Froitzheim:
„Gesät wird in Verweslichkeit, auferweckt
in Unverweslichkeit“ 318

Domkapitular Prälat Dr. Bertram Meier:
Gewissensbildung ist
Herzensbildung 323

Dekan Ludwig Gschwind:
Der Amoklauf und die Folgerungen 324

Nathanael Liminski:
„Wir haben euch was mitgebracht
– Hass!“ 326

Jürgen Liminski:
Präzedenzfall für die Mächtigen..... 329

Auf dem Prüfstand 332

Zeit im Spektrum..... 333

Nachrichten 334

Veranstaltungen 335

Impressum „Der Fels“ November 2009 Seite 335
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Das himmlische Jerusalem
Apsismosaik von Santa Pudenziana

Fotos: 307, 308, 310, 315 R. Gindert **311** Füger, Heinrich (Heinrich Friedrich) 1751-1818; **313, 314, 316, 317, 319, 321, 322, 323, 325** H. Froitzheim; **324** E. Barlach: Plastik, Piper&Co Verlag, München, Abb. 31; **326, 327, 328** Nathanael Liminski; **329, 330** Liminski

Quelle S. 336: Prof. Helmut Moll in Klerusblatt/Bayern, Nr. 6 (2008)

Liebe Leser,

„Die Menschheit“, so der Dichter T. S. Eliot, „kann wenig Realität ertragen“. Und „es ist das reale Leben, das die Menschen heute fliehen“, sagt der Theologe Scott Hahn: „Flucht ist ein menschlicher Grundinstinkt“. Angst ist eine menschliche Grundbefindlichkeit. Wenn wir den Umfragen glauben dürfen, ist sie allgegenwärtig und in Deutschland besonders ausgeprägt. Sie findet sich in allen Schichten, auch bei den politischen und kirchlichen Entscheidungsträgern, man denke nur an deren Angst vor den Medien.

Zu den harten Realitäten des Lebens zählt der Tod. Jeder weiß, dass wir ihm nicht endgültig entfliehen können. Die meisten gehen aber allem, was an ihn erinnert oder ihn uns nahe bringt, – wie Krankheit, Älterwerden und gefährliche Situationen – aus dem Weg. Wir tabuisieren den Tod, sprechen nicht darüber. Wir bewältigen ihn gerade deswegen nicht.

In der Kirche sprach man früher von der „ars moriendi“, d.h. der Kunst zu sterben. Es ging darum, den Tod als einen Teil des Lebens zu sehen, sich auf ihn einzustellen, gewissermaßen mit ihm zu leben. Das war eine realistische Sicht und keine negative Einstellung zum Leben.

Wie man dem Tod ins Angesicht schaut, die Angst vor ihm überwindet, können wir an Beispielen dieser Welt ersehen. Als 1989 die Menschen in Leipzig und an anderen Orten des kommunisti-

schen Machtblocks ihre Angst ablegten und für die Freiheit auf die Straße gingen, konnten die Demonstranten zunächst nicht sicher sein, dass das System, das auf Terror und Bajonette gegründet war, wie ein Kartenhaus zusammenbrechen würde.

„Adel verpflichtet“ ist ein gängiges Wort. Enoch zu Gutenberg hat kürzlich so formuliert: „Wir sind so erzogen worden, dass man für das, was man für richtig hält, zur Not auch sterben können muss“. Die Christen in der Verfolgung, früher und heute, setzen das in die Tat um, wenn sie Zeugnis für Christus ablegen. Sie stellen sich dem Tod. Sie suchen ihn nicht. Die Kirche hat das Leben immer hoch geschätzt. Wer sich zum Martyrium drängt, erreicht nicht die Ehre der Altäre. Eine Versuchung dazu wäre verständlich, wenn wir an das denken, was die Menschen, die in den Himmel kommen, erwartet.

Theresa von Avila, bekannt für ihre realistische Einschätzung, hat einmal geäußert: „Die irdische Existenz ist, verglichen mit der ewigen Heimat, nur eine mäßige Herberge“. Das klingt bei den Heiligenfesten in der Liturgie an, am stärksten am Fest Allerheiligen. An diesem Tag stellt uns die Kirche vor Augen, wer die wirklich Großen im Himmel sind. Zu diesen Heiligen, die im liturgischen Kalender festgehalten sind, kommt die große Schar der Unbekannten, die nicht kanonisiert sind, die aber ihrer Berufung mit äußerster Treue nachgekommen sind. Sie haben ihr Leben vom Endziel her ausgerichtet. Das sollten auch wir tun.



Mit den besten Wünschen aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert

Freude am Glauben aus der Hingabe an Gott

„Gott, der Herr, hat mir das Ohr geöffnet“ (Jes 50, 5).

Liebe Brüder und Schwestern! Ja! Im Glauben hat uns Gott das Ohr geöffnet; er selber macht uns fähig, sein Wort zu hören, es anzunehmen und zu verwirklichen. Wenn Gott, der Schöpfer der Welt und die Quelle unseres Lebens, zu uns spricht, befähigt er uns, ihn nicht nur zu erkennen, sondern uns auch entsprechend seinem Willen zu verhalten und nach seiner Lehre zu handeln. Was für eine Gnade ist es, dass wir Gott kennen! Wie freute sich das Auserwählte Volk, dass Gott es nach der Befreiung aus Ägypten auf dem Weg in das Land der Verheißung begleitete. Uns aber, die wir heute leben, ist viel Größeres geschenkt: Vom Sohn, der zu unserer Erlösung Mensch geworden ist, heißt es im Johannesevangelium: „Allen, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden“ (Joh 1, 11).

Wenn schon das Auserwählte Volk der Israeliten sich freuen konnte, wie viel mehr wir, die wir uns der Gegenwart des menschengewordenen Gottessohnes in unserer Mitte freuen dürfen! Mose sagte am Ende der vierzigjährigen Wüstenwanderung zum Volk: „Hat je ein Volk einen Gott mitten aus dem Feuer im Donner sprechen hören, wie du ihn gehört hast, und ist am Leben geblieben?“ (Dtn 4, 33) Wir freuen uns heute im Glauben an Christus, wir freuen uns, dass wir Anteil an seinem Leben haben.

1 „Glaube ist Feststehen in dem, was man erhofft, Überzeugtsein von Dingen, die man nicht sieht“ heißt es im Hebräerbrief (11,1) als Hinführung zu einer Reihe von Zeugen Gottes oder Glaubenden aus der Heiligen Schrift als Vorbildern für unseren Glauben. Bei allen fängt es mit einem Anruf Gottes an, wie z. B. bei Abraham und Mose.

Das Gleiche ist bei uns am Tag unserer Taufe geschehen. In der Einführung zur Feier der Taufe hat uns der Priester gefragt: „Was erbittest du von der Kirche Gottes?“ Und unsere Paten und Eltern haben in unserem Namen geantwortet: „Den Glauben.“ Also ist unser Leben als Christen durch den Glauben gekennzeichnet, so dass wir vom festen Vertrauen auf das Erhoffte leben. Wir zählen auf Gottes Hilfe, Gottes Gnade, Gottes Leitung. Damit sind wir an Gott gebunden und berufen, Gott ähnlich zu werden. Christus erwartet von uns nicht weniger, als „vollkommen zu sein, wie es auch euer himmlischer Vater ist“ (Mt 5, 48), wie er in der Bergpredigt sagt. Einem reichen jungen Mann, der ihn fragte: „Meister, was muss ich Gutes tun, um das ewige Leben zu gewinnen?“, antwortete Jesus, er solle die Gebote halten. Die aber hatte er schon gehalten. Als er dann nachfragte: „Was fehlt mir jetzt noch?“, lautete die Antwort Jesus – und das war zugleich ein Anruf an den jungen Mann – „Wenn du vollkommen sein willst, geh, verkauf deinen Besitz und gib das Geld den Armen; so wirst du einen bleibenden Schatz im Himmel haben; dann komm und folge mir“ (vgl. Mt 19, 16-21). Das Ergebnis aber entsprach weder dem Anruf Jesu noch dem Wunsch des jungen Mannes: Er „ging traurig weg; denn er hatte ein großes Vermögen“ (Mt 19, 22).

Diese Begebenheit lässt uns besser verstehen, dass wir keine Freude am Glauben erlangen, wenn wir uns von unserem Reichtum nicht freimachen. Es geht dabei nicht in erster Linie um materielle Güter, sondern hauptsächlich um Ehrgeiz, Machtstreben, Schlemmerei, Geiz: Haltungen, die uns das Hören auf die Stimme Gottes erschweren. Deswegen müssen wir Gott bitten, dass er unser Ohr öffnet, so dass wir lebendige Gläubige werden.



Der Apostolische Nuntius in Deutschland, Erzbischof Dr. Jean-Claude Perisset, hat zum Abschluss des Kongresses „Freude am Glauben“ am 13. September 2009 in der Stiftsbasilika St. Peter und Alexander in Aschaffenburg folgende Predigt gehalten.



Im Ritus der Taufe wird uns das augenfällig in Erinnerung gebracht, wenn der Priester Ohren, Nase und Mund mit der Hand berührt – in Erinnerung an die Heilung eines Taubstummten durch Jesus (vgl. Mk 7, 31-37).

2 Freude am Glauben ist also Frucht der Antwort auf Gottes Ruf, ganz anders als es in der Europahymne heißt, die Schillers Gedicht „Ode an die Freude“ entnommen ist und in den letzten Satz der Neunten Sinfonie von Ludwig van Beethoven Eingang gefunden hat. Sie beginnt mit den Versen „Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium, wir betreten feuertrunken, Himmlische, dein Heiligtum“.

Freude am Glauben ist aber Frucht der Hingabe seiner selbst an Gott. Wenn der reiche Jüngling sich von allem gelöst hat, was die Welt ihm bietet, dann gilt ihm die Einladung Jesu: „Folge mir nach“. Die Heiligen wissen, was das kostet, aber auch, wieviel Freude daraus erwächst. Denken wir an den heiligen Franziskus, der in seinem Sonnengesang Sonne, Wasser und sogar den Tod seine Geschwister nennt, oder an den heiligen Bruder Klaus, von dem das berühmte Hingabegebet stammt: „O Herr, nimm mich mir und gib mich ganz zu eigen dir.“ In diesem Zusammenhang müssen wir uns fragen, worin das besteht, was wir „Freude“ nennen. Manche von Ihnen kennen vielleicht aus den „Fioretti“ die Antwort, die der heilige Franziskus von Assisi Bruder Leo gab, damit der verstehe, was die vollkommene Freude ist. Er sagte: Sie besteht nicht darin, dass alle Mitbrüder heilig sind, nicht darin, dass sie Wunder wirken, auch nicht darin, dass sie alle Sprachen der Welt, alle Wissenschaften und Schriften kennen oder sogar wie Engel sprechen. Nachdem sie im Gespräch gut drei Kilometer gegangen waren, fragte Bruder Leo: „Vater, worin besteht denn nun die vollkommene Freude?“ Franziskus antwortete: „Wenn wir am Ende unseres Weges durchnässt und hungrig zum Konvent kommen und der Bruder uns wie Verbrecher wegschickt, dann ist das für uns vollkommene Freude, wenn wir es als etwas, das Christus uns geschickt hat und das wir um seiner Liebe willen erleiden dürfen, annehmen und nicht gegen den Pförtner murren.“ Warum? Weil das ein Mittel ist, sich selbst zu bezwin-

gen, um Gottes Willen anzunehmen. Christus hat uns ermahnt, uns nicht zu täuschen: „Wer mein Jünger sein will, verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach“ (Mt 16, 24). Die ausführlichste Darstellung der Nachfolge Christi ist uns von ihm selber in den Seligpreisungen der Bergpredigt gegeben worden: Selig die Armen, die Trauernden, die Sanftmütigen, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, die Barmherzigen, die reinen Herzens sind, die Friedensstifter und schlussendlich: „Selig seid ihr, wenn ihr um meinetwillen beschimpft und verfolgt und auf alle mögliche Weise verleumdet werdet. Freut euch und jubelt: Euer Lohn im Himmel wird groß sein“ (Mt 5, 11f).

Wir verstehen also, warum Jesus uns im Vaterunser lehrt, zu Gott zu beten: „Dein Wille geschehe wie im Himmel, so auf der Erde“ (Mt 6, 10).

3 Eine solche Haltung scheint uns aber oft nicht nur schwer verständlich, sondern sogar unmöglich zu verwirklichen. Deshalb ist es absolut nötig, unser Ohr für die Stimme Gottes offen zu halten. Das „offene Ohr“ hat hier zu tun mit der Beziehung zu dem, der zu uns spricht. Es geht um das gegenseitige Hören und Sprechen; deshalb ist unser Gebet zu Gott eine unerlässliche Voraussetzung

dafür, dass wir seine Stimme hören und annehmen. Und dabei ist der Ursprung unseres Gebets eine Initiative Gottes. Sie wissen: Diejenigen unter uns, die als Priester, Diakone oder Ordenschristen zum Stundengebet verpflichtet sind, beginnen es jeden Tag mit den Worten: „Herr, öffne meine Lippen, damit mein Mund dein Lob verkünde“ (Ps 51, 17).

Das sagte König David in seinem Bußgebet nach dem Mord an dem Hehthiter Uria (vgl. 2 Sam 11). Als Sünder hat er anerkannt, dass Gott ihm nur dann Freude schenken kann, wenn er seine Tat bereut.

Außerdem scheint es mir ein angemessener Weg, die Psalmen als Wegweiser zu Gott zu nehmen, damit wir ihn tatsächlich hören können. Denn sie umfassen praktisch alle unsere Lebenssituationen, so dass wir alles, was mit uns geschieht, ihm im Glauben hinhalten können. So können wir ihn in schwierigen Situationen um seine Hilfe anrufen und andererseits uns über seine Güte freuen. In der Einheitsübersetzung der Bibel kommt das Wort Freude in den Psalmen vierundzwanzigmal vor und 271-mal in der ganzen Bibel.

Uns aber geht es nun darum, dass wir die Freude fortwährend und immer behalten, weil wir immer an Gott glauben. Glaube und Freude sind miteinander verbunden und immer in uns wirksam, wie der Psalm 43 sagt: „Ich

will zum Altar Gottes treten, zum Gott meiner Freude“ (Ps 23, 4). Dieser Vers wird bei der Außerordentlichen Form der Feier der Eucharistie vom Priester auch am Anfang der heiligen Messe gebetet.

Wir würden nicht wie in dieser Feier zum Altar treten, wenn wir nicht den Glauben hätten; und wir sind sicher, dass uns durch den Glauben die größte Freude geschenkt wird. Der Glaube erscheint mir als das unabdingbare Mittel zur Erlangung der Freude (vgl. Hebr 11, 1). Wie der Bildhauer mit seinem Meißel das erhoffte Werk aus dem Marmor erstehen lässt, so schaffen wir uns ein Leben der Freude, wenn wir im Glauben handeln. Der Apostel Paulus hat dafür das Bild des Wettkämpfers im Stadion verwendet, der für den Siegeskranz, der bei ihm aber nur vergänglich ist, völlig enthalten lebt (vgl. 1 Kor 9, 25). Das ist für uns Christen, die wir einen unvergänglichen Siegeskranz erringen wollen, ein Ansporn, uns um einen Glauben zu bemühen, der durch Werke ausgewiesen ist, wozu uns die Lesung aus dem Jakobusbrief auffordert. Um die Freude am Glauben zu empfangen, sie zu bewahren und zu vertiefen, ist es uns aufgegeben, Gott „mit ganzem Herzen“ zu dienen, wie wir im Tagesgebet erbeten haben. Möge uns geschenkt werden, dass unser Leben immer mehr zu einem lebendigen Zeugnis für sie werde. Amen.

Wir bitten um Spenden für den

DER
FELS

Katholisches Wort in die Zeit



www.der-fels.de

Liebe Fels Leser,

Wir hoffen auch weiterhin auf eine großzügige Unterstützung, die es uns möglich macht, die Arbeit zur Verbreitung und Verteidigung des katholischen Glaubens weiterzuführen. Wir vertrauen dabei wie bisher auf die finanzielle Hilfe unserer Freunde.

Mit allen, die sich mit uns verbunden wissen, sind wir im Gebet verbunden. Wir empfehlen sie dem Schutz der Mutter Gottes und der Fürsprache aller Heiligen und heiligmäßigen Zeugen unseres Glaubens, die wir „im Fels“ darstellen. Ein herzliches Vergelt's Gott!

Ihre Fels Redaktion

Sie erleichtern uns die Arbeit sehr, wenn Sie die vollständige Anschrift und die Beziehernummer auf dem Zahlschein angeben.

**Konto Fels e.V.: Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22,
BLZ: 700 916 00 weitere Banken siehe Impressum Seite 335**



Anton Ziegenaus:

Christi Auferstehung:

1. Der Strahl der transzendenten Hoffnung

Durch die Auferstehung Christi kam Licht in die Welt. Diese Botschaft von der Auferstehung ist uns Christen vielleicht so vertraut geworden, dass wir nicht mehr den Hoffnungsschub bedenken, der dadurch in die Welt gekommen ist und heute noch kommt. Die Auferweckung Jesu ist die Tat schlechthin, die Gott nach der Schöpfung gewirkt hat. Gott erhält dadurch einen neuen Beinamen: Während im Alten Testament sich Jahwe als der „Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs“ (vgl. Ex 3,6.15f; 4,5) kund tat, wird im Neuen Testament dieser „Gott unserer Väter“ (Dan 3,26) zum Gott, der Jesus von den Toten erweckt hat: „Wir glauben an den, der Jesus, unsern Herrn, auferweckt hat von den Toten“ (Röm 4,24). Der Apostel spricht vom Geist „dessen, der Christus Jesus von den Toten erweckt hat“ (Röm 8,11). Paulus empfing sein Apostelamt von Jesus Christus und „Gott, dem Vater, der ihn von den Toten auferweckt hat“ (Gal 1,1; ferner 1 Thess 1,10; 1 Kor 15,15; 2 Kor 4,14; 1 Petr 1,21). Die ersten Verkünder verstanden sich als Zeugen der Auferstehung (vgl. 1 Kor 15,15; Apg 1,22; 2,32; 3,15; 4,33). Gott hat einen neuen Namen bekommen: „der Jesus von den Toten erweckt hat“.

Die Auferstehung „am Ende der Tage“ (Dan 12,13) wird im späten Judentum mit dem Hinweis auf die Macht des Weltenschöpfers begründet (vgl. 2 Makk 7,9.11.14.23f). Im Hintergrund stand die Überzeugung, dass Gott, der dem Frommen Gutes zuteil werden lässt, es beim Tod des Märtyrers nicht sein Bewenden

lassen kann, wenn gerade der Gläubigen wegen seiner Treue leidet. In Jesu Auferweckung hat Gott eine der Anfangsschöpfung ebenbürtige Tat vollbracht. „Gott, der die Toten lebendig macht, ist derselbe, der das Nichtseiende ins Dasein ruft“ (Röm 4,17). Der Gott, der am Anfang die Dinge geschaffen hat und in der Endzeit sie neu ins Dasein rufen wird, hat in der geschichtlichen Zeit Jesus auferweckt. Gott, der Schöpfer, der Jesus von den Toten erweckt hat, wird auch das Werk der allgemeinen Auferweckung und der Neuschöpfung vollbringen. So nennt ihn Paulus kurz „Gott der Hoffnung – ὁ Θεὸς τῆς ἐλπίδος“ (Röm 15,13).

Wenn durch die Auferstehung Jesu die transzendente Hoffnung neu und strahlend aufgeleuchtet ist, lässt sich doch fragen, wie es mit der Hoffnung dort steht, wo die Botschaft von der Auferstehung Christi noch nicht angekommen ist bzw. angenommen wurde, also in der Zeit vor Christus oder in säkularisierten modernen Gegenden von heute, bzw. woran sich die Dynamik christlicher Hoffnung gezeigt hat und zeigt.

2. Die Vorstellung von der lichtlosen Unterwelt

Schon Gilgamesch in dem nach ihm benannten, im letzten Drittel des zweiten vorchristlichen Jahrtausend entstandenen Epos geriet angesichts des Todes seines Freundes Enkidu in große Angst¹. Als die Götter über Enkidu den Tod beschlossen hatten, sieht er in einer Art Fiebertraum die Unterwelt². Ihre Bewohner sind des Lichtes beraubt. Ihre Nahrung besteht aus Staub und Lehm. Sie sitzen

im Finstern. Es herrscht Totenstille. Die Könige, die früher über das Land geherrscht und Götter bewirtet haben, mussten am Eingang ihre Kronen abgeben, die nun auf einem Haufen liegen. Aus diesem öden Raum, einer öden Steppe gleich, gibt es keine Wiederkehr. Auch von den Gottheiten der Unterwelt wird nichts Belebendes oder Frohes gesagt.

Ähnlich düster ist der Eindruck, den Homer von der Unterwelt zeichnet. Im 11. Buch der Odyssee wird sie geschildert. Es ist ein „Ort ohne Freude; ohne Sonne und Licht“ (V 94). Odysseus erkennt die „Psyche“ seiner verstorbenen Mutter, d.h. ihre Maske – εἰδωλον: nicht eine vom Leib getrennte Seele, sondern ein Schattenbild oder Traumbild des irdischen Menschen. Die Mutter sitzt lautlos da und hat nicht die Kraft, ihrem Sohn ins Gesicht zu sehen und zu reden (V 141ff). Odysseus wollte sie mit den Händen anfassen, doch sie entflohm ihm, „ein Traum nur, ein Schatten“ (V 207). Achill verwarf sich jedes „verschönende Wort für den Tod“. Lieber täte er auf Erden Dienst auf den Feldern eines Fremden als Herrscher zu sein in der Unterwelt (V 487ff). Nur wer an das Opferblut herankam, wird für kurze Zeit aus dem Dämmerzustand befreit. Man redet dann nur von den jetzt Toten und den Bekannten des irdischen Lebens. In der Unterwelt ereignet sich nichts. Es herrscht völlige Kommunikationslosigkeit, sowohl in Bezug auf die anderen Toten als auch auf die Unterweltsgottheiten und die Ereignisse in der Welt droben.

Auch Vergil zeichnet im 6. Gesang der Aeneis die Unterwelt als Reich der Schatten, des Schlafes und der

Anbruch der Hoffnung für die gesamte Welt

Nacht. Allerdings wird diese düstere Sicht durch die Absicht, die Wiedergeburt des Caesar und Augustus anzukündigen, von einer optimistischen Zukunftsschau erhellt. Die sogenannte national-römische Komponente hat in die finstere Grundstimmung, die Vergil aus der Odyssee übernommen hat, ein Licht gebracht, auch wenn sich diese Hoffnung nur auf eine innergeschichtliche Entwicklung erstreckt.

Auch der noch heidnische Dichter Claudius Claudianus³ schildert im 4. Jhd. in seiner Dichtung „Der

Raub der Proserpina“ die Unterwelt als „Nacht“, wo „grausige Schatten“ sind und keine Liebe gefühlt wird; die Unterwelt ist eine pallida regio (bleiche Region). Es fehlen die Kinder. Der Unterweltgott Pluto musste sich seine Frau rauben; freiwillig geht niemand mit ihm.

Nicht nur die Vorstellung vom Leben nach dem Tod war verdüstert, sondern auch die Bereitschaft, irdische Nöte und Einschränkungen anzunehmen. Dies zeigt sich an der Einstellung der großen popularphilosophischen Richtung der Stoa zum

Suizid. Hat Aristoteles den Selbstmord noch abgelehnt, weil das Dasein für den ethisch hochstehenden Menschen ein Wert ist⁴, haben die Stoiker den Entschluss dazu in bestimmten Fällen, „besonders wenn physische Leiden daran hindern, die natürliche Bestimmung zu erfüllen“⁵, für erlaubt erklärt. Gerade ihre führenden Gestalten sind durch Selbstmord geendet: Der Schulgründer Zenon versteht einen Unfall als Ruf des Gottes zum Aufbruch. Auch Kleantes, sein Nachfolger, schied freiwillig aus dem Leben. „Die Tür steht offen“, ruft Epiktet seinen Hörern zu,

Das Bild zeigt die trostlose Vorstellung der heidnischen Antike vom „Jenseits“. Füger, Heinrich 1751-1818



um sie an ihre Freiheit zu erinnern. Seneca schreibt: „Es steht gut um die Menschheit; niemand ist unglücklich, es sei denn durch eigene Schuld. Gefällt's dir, so lebe. Gefällt's dir nicht, so kannst du zurückkehren, woher du gekommen bist“.

Trotz der häufigen Suizidpraxis kann man die Systemgemäßheit dieses Verhaltens bezweifeln. Das Leben halten die Stoiker für etwas Indifferentes, für ein Adiaphoron, ebenso physisches Leiden, weil sie zu den Dingen gehören, die den Tugendhaften nichts angehen. Sie erwiderten auf diesen Einwand, dass tatsächlich das Leben kein wirkliches Gut sei, das dem Tod vorzuziehen sei, sondern auch ein Adiaphoron. Diese Haltung hängt, wie noch zu zeigen ist, stark von der Gottesfrage ab.

Die Redlichkeit verlangt, auch auf Ausnahmen von dieser düsteren Jenseitsvorstellung hinzuweisen. Ein Kenner der Antike erinnert sich an das Verhalten des Sokrates. In der Apologie⁶ weist er darauf hin, dass ihm das

Nicht geboren zu sein, geht über alles; wenn du aber lebst, ist es das Zweitbeste, möglichst schnell dahin zu gelangen, woher du gekommen bist.

*Sophokles,
Ödipus auf Kolonos 1224*

Daimonion keinen Widerstand leistete, was der Fall ist, wenn er etwas Nicht-Rechtes tun will. Sokrates, zum Tod verurteilt, folgert daraus, dass ihm nichts Übles bevorsteht: „Es mag wohl, was mir begegnet ist, etwas Gutes sein, und unmöglich können wir

Recht haben, wenn wir annehmen, der Tod sei ein Übel. Davon ist mir dies ein großer Beweis. Denn unmöglich würde mir das gewohnte Zeichen nicht widerstanden haben, wenn ich nicht begriffen gewesen wäre, etwas Gutes auszurichten.“

Im Gorgias und Phaidon handelt Platon auch vom postmortalen Gericht. Hier wiederholt sich, ähnlich wie im Alten Testament, die Entwicklung, dass das Leben nach dem Tod nicht nur als düsteres Dahindämmern der Schatten gesehen wird, sondern auch in seinen personalen Momenten (Belohnung-Bestrafung) erfasst wird und somit auch hoffnungsvollere Seiten erhält. Trotz solcher Gestalten wie Sokrates bleiben die Jenseitsvorstellungen düster und erfassen höchstens die akademisch-philosophischen Vorgebildeten, weniger breite Bevölkerungskreise.

3. Das lichtvolle Jenseits aufgrund der Auferstehung Christi

Den Umschwung, den der christliche Glaube nahm angesichts der Schreckensbilder der Unterwelt und der Unfähigkeit, mit dem physischen Leiden fertig zu werden, so dass man den Suizid in Betracht zog, kann man an Texten der jungen Kirche feststellen. So schreibt der Apostel Paulus: „Ich habe Verlangen aufzubrechen und mit Christus zu sein; das ist bei weitem das Bessere“ (Phil 1,23). Für ihn ist „das Sterben Gewinn“ (Phil 1,21). Die Christen sollen sich damit „trösten“, dem Herrn zu begegnen (1 Thess 4,17f). Dem Schwächer wird verheißen, dass er „heute noch“ mit Jesus „im Paradies“ sein wird (Lk 23,43)

und Stephanus betet, dass der Herr Jesus seinen Geist aufnehme (Apg 7,59).

Diese hoffnungsvolle Grundstimmung durchzieht das Leben der Christen in den ersten Jahrhunderten. Ignatius von Antiochien († um 116), wegen seines Glaubens gefangen nach Rom gebracht, bittet die römische Gemeinde, sich nicht für seine Freilassung einzusetzen. Für ihn beginnt mit dem Tod das Leben, seine Freiheit, er gelangt zu Christus⁷. Er „stirbt gerne für Gott“.

Das Ziel des Christen ist der „Siegespreis der himmlischen Berufung“ (vgl. Phil 3,14). Er muss nicht wie die Könige im Gilgameschepos die Krone abgeben, sondern weiß um den „Kranz der Gerechtigkeit“, wenn er den „guten Kampf gekämpft, den Lauf vollbracht, den Glauben bewahrt hat (2 Tim 4,7f; 2,5). Unser „Heimatrecht ist im Himmel; von wo wir auch den Heiland erwarten, den Herrn Jesus“ (Phil 3,20). „Die künftige Stätte suchen wir“ (Hebr 13,14), hier dagegen ist der Christ ein „Fremdling“ (1 Petr 1,1). Das Bewusstsein, hier Fremder und Bürger einer anderen Welt zu sein, bringt im dritten Jahrhundert der sog. Diognetbrief zum Ausdruck: Die Christen „bewohnen das eigene Vaterland, aber wie Beisassen. Sie nehmen an allem teil wie Bürger, und alles ertragen sie wie Fremde ... Auf Erden weilen sie, aber im Himmel sind sie Bürger“⁸. „Auch die Christen wohnen als Beisassen in vergänglichem Behausungen, während sie die Unvergänglichkeit im Himmel erwarten“⁹. Im Glaubensbekenntnis wird die Hoffnung in die Worte gefasst: „Wir erwarten die Auferstehung der Toten und das Leben der kommenden Welt.“



Die Wende der inneren Einstellung zum Leben nach dem Tod ist offenkundig: Statt Furcht und Angst vor der düsteren Zukunft Hoffnung und Zuversicht. Die Wende wurde bewirkt durch die Auferstehung Christi, die als universales Zeichen der Hoffnung gesehen werden kann, besonders auffällig bei den christlichen Märtyrern, die auch im Gegensatz zu den Stoikern bei schweren physischen Schmerzen durchgehalten haben.

Das Phänomen des Märtyrers und der Inhalt seines Zeugnisses können hier nicht breit dargelegt werden¹⁰. Der Märtyrer ist Zeuge der Wahrheit, die Jesus Christus ist; deshalb gilt das „um meinetwillen“, um „meines Namens willen“ als Echtheitskrite-

rium der Motive. Das Martyrium ist ferner ein Vorereignis der Wiederkunft Christi: Nicht erst am Ende der Weltzeit, sondern hier und jetzt schon ist er stärker als brutale Macht und raffinierte Verlockungen. Gerade diese Überlegenheit des Märtyrers bringt die Verfolger zur Weißglut, zum „Zähneknirschen“ der Gegner des Stephanus. (Apg 7,54) Hier produziert sich nicht menschliche Willensstärke, sondern die Gnade Gottes bleibt sieghaft. Nur scheinbar hat der christliche Märtyrer mit dem Fanatiker zu tun, denn dieser ist blind, der Märtyrer aber ein großer Liebender: er betet sogar für seine Feinde.

Solche Haltungen der Furchtlosigkeit, der frohen Hoffnung und der Liebe begegnen zudem nicht nur

bei philosophischen Typen wie Sokrates, sondern bei einfachen gläubigen Menschen und sogar bei jungen Christen wie der hl. Agnes, die ihr unschuldiges Leben in jungen Jahren dem Herrn geschenkt hat. Deshalb heißt es im Tagegebet ihres Festes: „Ewiger Gott, du berufst, was schwach ist in dieser Welt, um das, was stark ist, zu beschämen.“

Es ist keine Unterstellung wenn Paulus von davon spricht, dass die Heiden „keine Hoffnung haben“ (vgl. 1. Thess 4,13; Eph 2,12). In Jesus Christus haben die Gläubigen, wie Benedikt XVI. in seiner Hoffnungszyklika ausführt, eine „verlässliche Hoffnung“.

Fortsetzung folgt

¹ Vgl. S. M. Maul, Das Gilgamesch-Epos, München 92005, S. 131: „Mein Freund, den ich so sehr liebte, der zusammen mit mir alle Leiden durchlebte, Enkidu, mein Freund, den ich so sehr liebte, der zusammen mit mir alle Leiden durchlebte, – es legte Hand an ihn das Schicksal der Menschheit. Sechs Tage und sieben Nächte habe ich um ihn geweint ... Da überkam mich die Furcht, dass auch ich sterben könnte. Ich begann, den Tod zu fürchten, und so laufe ich in der Steppe umher.“ Er irrt umher, um in den Genuss

ewigen Lebens zu kommen (vgl. ebd. S. 120), doch wird ihm gezeigt, dass noch nie ein Mensch den Tod überwinden konnte (ebd. 137).

² Vgl. Die siebente Tafel.

³ Der Raub der Proserpina (lat.-dtsh.), übersetzt v. Arne Friedrich: I 105; II 221; 251, 326.

⁴ Vgl. Nik. Ethik IX 4; III, 11; dazu: A. Ziegenaus, Der Selbstmord im Schnittpunkt zwischen Emanzipation und christlichem Glauben: H. Dobiosch. Natur und Gnade: Joachim Piegsa zum

60. Geburtstag, St. Ottilien 1990, 153-168.

⁵ M. Pohlenz, Stoa und Stoiker, Zürich 21964, 147.

⁶ Vgl. 40 bc.

⁷ Vgl. Ign. Röm 4-6.

⁸ Die Schrift an Diognet, ed. K. Wengst, Darmstadt 1984, c. 5.

⁹ Ebd. c. 6.

¹⁰ Vgl: A. Ziegenaus, Der Märtyrer: Das existentielle Gnadenzeichen: ders., Verantworteter Glaube I, Buttenwiesen 1999, 295-317.

Erde oder Asche

Warum die Kirche die Erdbestattung empfiehlt



Geschichtlicher Überblick

Die Toten würdig zu bestatten gehört zu den Urbedürfnissen des Menschen. In der Art und Weise der Bestattung unterscheiden sich allerdings Kulturen und Religionen. Grundsätzlich und vereinfachend kann in der Geschichte zwischen Feuer- und Erdbestattung unterschieden werden. Für beide Formen gibt es frühgeschichtliche Zeugnisse, wobei die Erdbestattung wohl

Mit erfreulich neuer Klarheit spricht der „Katechismus der Katholischen Kirche“ diese Glaubenswahrheiten wieder aus, z.B. im „Kompendium“ Nr. 205: „Durch den Tod wird die Seele vom Leib getrennt. Der Leib fällt der Verwesung anheim. Die Seele, die unsterblich ist, geht dem Gericht Gottes entgegen und wartet darauf, wieder mit dem Leib vereint zu werden, der bei der Wiederkunft des Herrn verwandelt auferstehen wird.“

die ursprünglichere war. Feuer- und Erdbestattung wechselten sich in einzelnen Epochen ab und überlagerten sich zeitweise. Die Festlegung auf eine bestimmte Bestattungsform wurde motiviert durch religiöse Anschauungen, aber auch durch praktische Gründe. Im außereuropäischen Raum sind Indien und der vom Hinduismus geprägte Kulturkreis die klassische Region der Leichenverbrennung.

Für den christlichen Bestattungskult standen sowohl die jüdische Tradition als auch das Begräbnis Jesu Pate. Umberto Fasola stellt im Lexikon für

Theologie und Kirche (2. Auflage) fest: „Bleibendes Kennzeichen der christlichen Grabstätten war überall und ausnahmslos der Brauch der Erdbestattung in Befolgung der jüdischen Tradition und in Nachahmung der Bestattung Christi“. Über den Totenkult in frühchristlicher Zeit geben uns vor allem die Katakomben detaillierten Aufschluss; solche gab es in größerem Ausmaß in Rom, wir finden sie aber auch in Neapel, Syrakus, Malta und Tunesien. Eindrucksvoll bezeugen diese unterirdischen Grabanlagen das Bedürfnis, den Leichnam der Verstorbenen in die Erde zu legen, auch wenn der zur Verfügung stehende Raum sehr beengt war. Die Kraftanstrengung, weitläufige Begräbnisstätten unter der Erde zu errichten, um dadurch dem christlichen Glauben Ausdruck zu verleihen, überzeugt umso mehr, als der Trend rund um die Zeitenwende im Römerreich die Feuerbestattung war.

Im abendländischen Raum setzte sich in Folge der Christianisierung die Erdbestattung flächendeckend durch und blieb durch alle Jahrhunderte bestehen. Bis auf einzelne Gegenstimmen war sie unumstritten. Erstmalig in der französischen Revolution wurde der massivere Versuch unternommen, sie in Frage zu stellen. Die Einführung einer obligatorischen Feuerbestattung für Freidenker war gedacht als bewusste Provokation des christlichen Auferstehungsglaubens. Freidenkerische Kreise des 19. Jahrhunderts forcierten – teils durch Gründung eigener Vereine – die Feuerbestattung als ausdrückliches Zeichen, um sich von der katholischen Tradition abzusetzen. Zeitgleich setzte ein Werben von medizinischer Seite mit hygienischen Gründen ein. 1876 in Mailand und 1878 in Gotha wurden erstmals Krematorien in Betrieb genommen. Für Katholiken blieb die Feuerbestattung weiterhin durch das Kirchenrecht verboten. Erst als die

kämpferische Förderung der Leichenbestattung als ein Anti-Zeichen zum Auferstehungsglauben an Bedeutung verlor und vorwiegend hygienische, ästhetische und finanzielle Gründe für die Leichenverbrennung angeführt wurden, hob die katholische Kirche ihr ausdrückliches Verbot in all den Fällen auf, wo nicht ein Abfall vom Glauben ausschlaggebend für die Wahl ist. Als es 1964 zu dieser Lockerung kam, wurde argumentiert, dass immer mehr Christen in Kulturkreisen leben, wo eine Erdbestattung nur unter großer Mühe durchzuführen oder gar unmöglich ist. Der heute aktuelle Standpunkt der Kirche kann im Codex Juris Canonici 1176 § 3 nachgelesen werden: „Nachdrücklich empfiehlt die Kirche, dass die fromme Gewohnheit beibehalten wird, den Leichnam Verstorbener zu beerdigen; sie verbietet indessen die Feuerbestattung nicht, es sei denn, sie ist aus Gründen gewählt worden, die der christlichen Glaubenslehre widersprechen.“

Begründung aus dem Glauben

In einem zweiten Teil geht es um eine positive, glaubensmäßige Begründung für den Wert der christlichen Form der Erdbestattung. Eine trotz ihrer Dichte verständliche und hervorragende Darstellung der Zusammenhänge findet man in einem Artikel des Lexikons für Theologie und Kirche (2. Auflage) unter dem Stichwort „Leichnam“, verfasst vom damaligen Professor Josef Ratzinger: „Das christliche Verhältnis zum toten Leib des Menschen ist wesentlich bestimmt durch die Art des christlichen Heilsglaubens, der nicht an ein Heil der Seele allein, sondern an die Auferstehung des Fleisches und an die jetzt schon von Christus her begonnene Erlösung des Leibes glaubt... Der Leichenverbrennung, deren geistige Grundlage in der Religionsgeschichte

wohl der Gedanke der Loslösung der Seele vom Leib oder die Verhinderung einer Wiederkehr war, setzt die Kirche damit eine ganzheitliche Auffassung des Menschen und seines Heils entgegen. Der zeichenhafte Sinn solchen Verhaltens besteht unabhängig von der metaphysischen Frage, ob und inwieweit die Materie des Erdenleibes auch in den Auferstehungsleib einbezogen wird.“

Heilsglaube und Zeichenhaftigkeit sind die beiden Stichworte, an denen wir uns durch die Thematik weiterarbeiten wollen. Die nachdrückliche Empfehlung der Erdbestattung ist zwar kein ‚Muss‘ des Glaubens, aber wegen der Art des christlichen Heilsglaubens von starker zeichenhafter Bedeutung. Es handelt sich um einen frommen christlichen Brauch, der deshalb zu fördern ist, weil er unsere ganzheitliche Auffassung vom Menschen zum Ausdruck bringt.

Die ganzheitliche Auffassung des Menschen und seines Heils – was ist damit gemeint? Als Christen glauben wir an die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus. In verschiedenen Religionen der Welt, etwa in den asiatischen Religionen, richtet sich die spirituelle Sehnsucht des Menschen darauf, sich allmählich von allen materiellen Bindungen zu befreien, um dem Göttlichen begegnen zu können. Das Freiwerden von seinem Leib würde den Menschen erst zu sich selber kommen lassen. Der christliche Glaube hingegen spricht davon, dass Gott selbst sich an die Materie gebunden hat. Nicht Engelsegestalt, sondern einen Leib hat der Erlöser angenommen. Gott hat uns in Jesus Christus gezeigt, dass die gesamte Schöpfung und somit auch der menschliche Leib in seinen Heilswillen einbezogen sind. Die Geburt Jesu in der Krippe von Betlehem und sein Tod am Kreuzesbalken von Jerusalem sind starke Zeichen dafür, wie Gott über Leben und Tod denkt. Die Auferstehung am Ostermorgen bezeugt uns, dass Jesus nach seinem Tod sich nicht in die rein geistige Welt verabschiedet hat. In zwar neuer, aber durchaus erkennbarer Gestalt – in einem verklärten Leib – zeigte er sich den Jüngern. Sie konnten mit ihm nach seiner Auferstehung sprechen, essen und ihn berühren.

„Caro cardo salutis“ – der Leib ist der Angelpunkt des Heils, so for-

mulierte es der Kirchenschriftsteller Tertullian. Was am Leib Jesu geschehen ist zwischen Geburt, Tod und Auferstehung, soll sich an den Erlösten gewissermaßen fortsetzen. Ja, es hat schon begonnen, sich fortzusetzen. In unserer Taufe wurden wir zu neuem Menschsein „wiedergeboren“. Diese Erneuerung bezieht nicht nur unseren Geist, unsere Seele, sondern auch unseren Leib mit ein. Was ist das Besondere dieses Anfangs unserer endgültigen Erlösung? Es ist die gläubige Gewissheit, dass Geist, Seele, Leib durch die göttliche Heilkunst aus der Todesversunkenheit herausgeholt werden. Ansatzweise in der Taufe, gestärkt durch die weiteren Sakramente, besonders die heilige Eucharistie, soll der menschliche Leib eine fortschreitende Heiligung erfahren, um am Ende nicht vollkommen unterzugehen.

Versuchen wir diese Überlegungen zu vertiefen: Die Erlösung, die von Jesus ausgeht und uns im Glau-

chen, sie zu vertiefen und zu vollenden. Wie oft hören wir im Laufe unseres Lebens Worte, die „Geist und Leben“ (Joh 6,63) sind, die „Macht haben, Tote zu erwecken“ (Hebr 11,19)! Wie oft bekreuzigen wir unseren Leib mit dem Weihwasser, um unser Taufbewusstsein zu erneuern! Wie oft empfangen wir Sakramente, die stärken, heilen und uns – wie in der Eucharistie – „einen Leib und einen Geist“ (vgl. 1 Kor 6, 16 ff.) mit Christus werden lassen! Wenn wir in unserer Todesstunde die so genannten Sterbesakramente empfangen, ist dies eine letzte dichte Berührung mit Christus, der gesagt hat: „Und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird auf ewig nicht sterben.“ (Joh 11,26). Der Empfang des sakramentalen Leibes Christi als Wegzehrung vor unserem letzten Gang schenkt uns im Glauben die Gewissheit, dass unser eigener Leib mehr als eine Hülle der Seele ist, die sie im Tod endgültig abstreift. Die heilige Eucharistie vermittelt uns im



ben geschenkt wird, verändert unser ganzes Menschsein. Das Wasser der Taufe nimmt zwar nicht die Todeslast von uns, aber sie schenkt in einer Art „neuen Geburt“ den Anfang des ewigen Lebens. Von innen her beginnt sich der Mensch zu erneuern und aus unserem „dem Tod verfallenen Leib“ (Röm 8,14) wird eine Wohnung des Heiligen Geistes. Christus selber lebt in uns, um sein eigenes Schicksal von Leben, Tod und Auferstehen in uns wieder aufleben zu lassen. Das ganze christliche Leben mit seinen Glaubensvollzügen ist davon geprägt, uns diese Erneuerung bewusst zu ma-

Augenblick des Übergangs die verleblichte Hoffnung, dass es unserem Leib so ergehen wird wie dem Leib Jesu, nämlich, dass er auferstehen wird.

Der katholische Beerdigungsritus nimmt diese Glaubenswahrheiten in mehreren Zeichenhandlungen auf und bezieht sie auf den Leib des Verstorbenen. Besonders stark drückt das Inzensieren mit Weihrauch unsere Ehrfurcht vor dem Leichnam aus: „Dein Leib war ein Tempel Gottes“, spricht der Zelebrant, während er Weihrauch einlegt und mit dem Rauchfass den Sarg um-

schreitet. Einen Tempel Gottes, so das gläubige Empfinden, wird man niemals zerstören, auch wenn er „ausgedient“ hat. Man legt ihn ehrfurchtsvoll in ein Grab, so wie Josef von Arimathäa und Nikodemus den heiligen Leichnam Jesu in Leinenbinden legten, salbten und beisetzen (Joh 19,38-42).

An dieser Stelle ist es angebracht, kurz auf ein Grundprinzip unseres christlichen Lebens zu verweisen. Alle Christen sind zur „Nachfolge Christi“ berufen. Das bedeutet: wir sollen uns im Laufe unseres Lebens seine Gesinnung immer mehr zu eigen machen, mit unserem Leben seinem Leben möglichst nahe kommen. Ein Christ wird auch in seinem Sterben danach trachten, vereint mit Christus, sozusagen Seite an Seite mit ihm, hinüberzugehen in das ewige Leben: „Wenn wir mit Christus gestorben sind, werden wir auch mit ihm leben“ (2 Tim 2,11). Das ehrfürchtige Begrabenwerden nach dem Beispiel Jesu wäre somit

will dieses Geheimnis ausdrücken: Das Grab als einen Ort der Verwandlung. Im christlichen Altertum begegnet uns eine Bezeichnung für die eigenen Begräbnisstätten der Christen, die sich von der allgemeinen Namensgebung abhebt: „Coemeterien“. Diesem Ausdruck liegt das griechische Verb „koimao“ zugrunde, das „schlafen, ruhen“ bedeutet. Es konnte auch den Sinn von „entschlafen“ annehmen, wie er uns im Neuen Testament gelegentlich begegnet (z.B. 1 Thess 4,13). Hinter der Bezeichnung steht der Gedanke: wer schläft, steht auch wieder auf (vgl. Joh 11,11). Eine alte griechische Inschrift aus Thessalonich spricht ausdrücklich vom „koimeterion heos anastaseos“, was so viel bedeutet wie „Ruhestätte bis zur Auferstehung“. Im heutigen deutschen Wort „Friedhof“ oder in den christlichen Grabinschriften „Hier ruht in Frieden“ schwingt der Gedanke an das Ruhen des Leibes im Gegensatz zu einem endgültigen Zugrundegehen noch immer mit.

Paulus ein eindrucksvolles Kapitel in seinem ersten Korintherbrief. Er argumentiert mit dem, was zeichenhaft mit dem toten Leib in der Erde geschieht. So wie Jesus spricht auch er vom Weizenkorn: „Was du säst, hat noch nicht die Gestalt, die entstehen wird; es ist nur ein nacktes Samenkorn, zum Beispiel ein Weizenkorn oder ein anderes. Gott gibt ihm die Gestalt, die er vorgesehen hat, jedem Samen eine andere“ (1 Kor 15,37-38). Paulus fährt fort: „So ist es auch mit der Auferstehung der Toten. Was gesät wird, ist verweslich, was auferweckt wird, unverweslich. Was gesät wird, ist armselig, was auferweckt wird, herrlich. Was gesät wird, ist schwach, was auferweckt wird, ist stark. Gesät wird ein irdischer Leib, auferweckt ein überirdischer Leib“ (1 Kor 15,42-44). Eine in manchen Gegenden gebräuchliche Bezeichnung für den Friedhof lautet „Gottesacker“. Hier ist der von Paulus dargelegte Auferstehungsglaube bereits ins Langzeitbewusstsein der Menschen übergegangen.

Wenn die christliche Gemeinde am Grab eines Verstorbenen steht, gibt es den Brauch, dass jeder der Anwesenden ein paar Tropfen Weihwasser auf den Sarg und somit auf den Leichnam sprengt. Sehr sinnfällig kommt hier zum Ausdruck, was der Glaube an die Auferstehung erhofft: Mit demselben Wasser, durch das wir in der Taufe das Siegel der Unsterblichkeit empfangen haben, soll der Leib „begossen“ werden, damit er sich wie ein Samenkorn in der Hand Gottes zu öffnen beginnt, um sich nach der Zeit der „Ruhe“ am Jüngsten Tag in jener neuen Gestalt aus dem Grab zu erheben, die Gott für ihn vorgesehen hat.



eine letzte Tat der Christusnachfolge und ein Akt des Vertrauens in die Macht Gottes, der unseren „sterblichen Leib lebendig machen“ wird, so wie er „Christus Jesus von den Toten auferweckt hat“ (Röm 8,11).

Der Einwand: Offenbar geht unser Leib im Tod dann augenscheinlich doch zu Grunde. Dem gilt es zu entgegnen, dass uns Christus das Geheimnis des Weizenkorns (Joh 12,24) verkündet hat. Das Korn fällt in die Erde, stirbt dort und während es verweset, erhebt es zu neuem Leben. Die Erdbestattung im christlichen Sinn

Eine wichtige Frage, die in diesem Zusammenhang auftaucht, ist die nach dem „Wie“ des Auferstehungsleibes. Die Kirche lehrt, dass die Auferweckung der Toten eine Machttat Gottes ist, der natürlich nicht gebunden ist an die materiellen Überreste eines Menschen. Insofern ist die Frage nach der Bestattungsart, ob Erde oder Asche, nicht ausschlaggebend für die Beschaffenheit des Auferstehungsleibes. Aber für das Wacherhalten unserer Hoffnung ist die Zeichenhaftigkeit der Grablegung von besonderer Bedeutung. Der Frage, wie die Toten auferstehen werden, widmete der Apostel

Psychologische Gründe

Neben diesen Glaubensgründen, die für die Erdbestattung sprechen, gibt es eine Reihe von menschlichen Argumenten, die durchaus hilfreich sind. Gerade weil für die Einäscherung des Leichnams immer wieder hygienische und praktische Gründe angeführt werden, haben auch diese anthropologischen Gründe ihre Berechtigung. Das allmähliche Abschiednehmen von einem Toten, die Totenwache, das Rosenkranzgebet der Gemeinde, die feierliche Totenmesse, der Gang zum Grab, das Hineinlegen des Sarges in das

Grab... all das kommt dem psychologischen Zustand der Angehörigen entgegen, die einen langen Weg der Trauer hinter sich bringen müssen, um sich von ihrem Toten zu verabschieden. Wie anders ist ein solches Abschiednehmen gegenüber dem Hineinschieben eines Sarges in das Auto des Bestattungsinstitutes auf dem Weg ins Krematorium, aus dem nach einigen Tagen nur mehr die Urne zurück kehrt.

Der Vergleich mag unangebracht scheinen, aber man kann durchaus einmal daran denken, wie Kinder schon um ihren toten Kanarienvogel trauern oder ihr Meerschweinchen beerdigen. Viele von uns haben in ihrer Kindheit ein kleines Loch im Garten geschaufelt, einen Totenzug nachgeahmt und dann über dem beigesetzten Tier ein kleines Holzkreuz aufgestellt. Als Kinder hätten wir es nie über das Herz gebracht, das tote Lieblingstier in einem Ofen verbrennen zu lassen.

Eine Sorge taucht immer wieder auf, gerade bei älteren, allein stehenden Leuten. Wer kümmert sich um mein Grab? Die kleine Urnennische bereitet weniger Zukunftssorgen als ein vernachlässigtes Erdgrab. Das mag stimmen. In solchen Fällen könnte die christliche Gemeinde, konkret eine Pfarre, Mitverantwortung für diese Gräber tragen. Es dürfte nicht soweit kommen, dass in der christlichen Gemeinschaft Graberhaltungskosten ausschlaggebend für die Bestattungsform sind. Hier sollte Solidarität den Ton angeben. Es gehört zu den ältesten und bewährten Regeln kirchlicher Seelsorge, dass beim Totenkult kein Unterschied gemacht werden soll und dass mittellosen Menschen derselbe würdevolle Abschied zusteht wie allen anderen. Persönlich kenne ich eine Reihe von Personen, die um Gotteslohn das Grab anderer pflegen, weil die betreffenden Angehörigen auswärts wohnen oder aus Altersgründen nicht mehr in der Lage sind, zum Friedhof zu kommen.

Der Trend

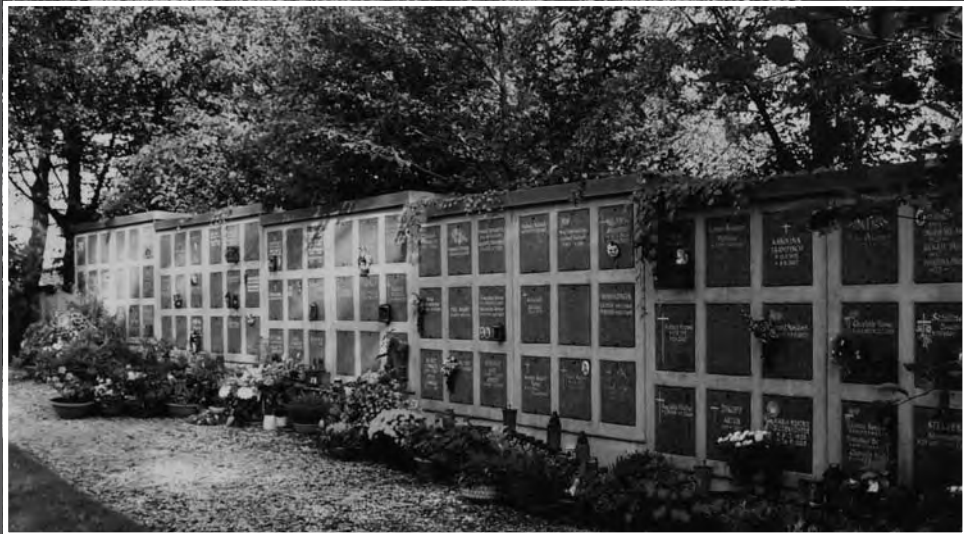
Für die Feuerbestattung wird derzeit im europäischen Raum massiv Werbung gemacht. Gerade in der Zeit um Allerheiligen wird in Zeitungen und Zuschriften explizit dafür geworben. Kaum jemand findet darauf eine Er-

widerung. Auch von kirchlicher Seite hört man selten eine Stellungnahme. Mit dieser kleinen Abhandlung will ich bewusst für die altchristliche Form der Beerdigung werben. Auch wenn es sich bei der Bestattungsform um keine dogmatische Frage handelt, so geht es im letzten auch um den Inhalt, nicht nur um die Verpackung. Was nicht verkündet wird, schläft ein. Die Kirche hat deshalb gute Argumente für die Erdbestattung zur Hand, weil sie eben eine Hoffnung hat! Der Trend geht in eine andere Richtung. Aber wenn wir uns den Trend bezüglich der Einstellung dem menschlichen Körper gegenüber ansehen, der zwischen Körperkult und totaler Verachtung des Leibes hin und her pendelt, so kann gerade die Kirche in ihrer Lehre vom Leib als Tempel Gottes eine wahre Leibfreundlichkeit vermitteln, die es in die Tat umzusetzen gilt. Die liebevolle und doch nicht vergötzende Einstellung allem Leiblichen gegenüber soll unseren Umgang mit dem Körper

Leib des im irdischen Leben körperlich Behinderten wird dem der „Miss World“ an Vollendung und Schönheit nicht nachstehen.

Versäumnisse der kirchlichen Verkündigung

Zum Schluss noch eine Randbemerkung. Ganz unschuldig an dem heutigen Trend ist die Kirche nicht. In den letzten Jahrzehnten war die Verkündigung im Bereich der Eschatologie, wie man die Glaubenslehre bezüglich des Lebens nach dem Tod nennt, mangelhaft. Das Wort Seele überließ man großteils den Psychologen. Mit dem undifferenzierten Ausdruck „Auferstehungsgottesdienst“, den man in den vergangenen Jahren immer wieder für die Beerdigungsmesse hören konnte, erweckte man den Eindruck, die Auferstehung erfolge gleich im Tod und sei rein geistig zu verstehen. Damit wurde die kirchliche Lehre vom



prägen, ob wir leben oder schon entschlafen sind.

Der Glaube an die Auferstehung der Toten gibt gerade jenen Menschen Hoffnung, deren Leib nicht den „Normmaßen“ der Idole entspricht. Die vielen, die unter ihrem Leib leiden, deren Leib verunstaltet ist, die körperlich missbraucht werden, die vom Hunger gequält sind, dürfen darauf hoffen, dass Gott in der Auferweckung der Toten seine Gerechtigkeit auch hinsichtlich der großen Unterschiede offenbaren wird. Auf den Punkt gebracht: Der verwandelte

leibfreien Zustand der Seele bis zum „Jüngsten Tag“, dem dann die Auferstehung folgt, verlagert bzw. verdünnt. Zurück blieb bei vielen Christen eine diffuse Vorstellung vom Leben nach dem Tod, in die – wiederum im Trend – zunehmend fernöstliche Seelenwanderungslehren und Wiedergeburtsgedanken eindringen konnten. Dem gilt es dadurch zu begegnen, dass wir die „Auferstehung des Fleisches“ als unsere christliche Hoffnung verkünden. Die vom Glauben motivierte Förderung der Erdbestattung ist eine bewusste und sinnenfällige Form der kirchlichen Verkündigung. □

„Gesät wird in Verweslichkeit, auferweckt in Unverweslichkeit“ 1 Kor 15,42

Zur Heiligsprechung von P. Damian DeVeuster am 11. Oktober 2009

Alle Menschen wollen froh und glücklich sein. Doch „die Welt liegt im Argen“ (1 Joh 5,19) – wie dann glücklich sein und froh? Nach den kurzschlüssigen Rezepten der „Spaßgesellschaft“, die schon der älteste Schlager der Welt anbietet? (Vgl. Jes 22,13; Weish 2,6-9).

Pater Damian DeVeuster ist einen anderen Weg gegangen. Er wurde am 3. Januar 1840 in dem Dorf Tremeloo nahe Löwen in Belgien geboren, als siebtes von acht Kindern der frommen, fleißigen, in „mäßiger Wohlstand“ lebenden Bauersleute DeVeuster, und bald auf den Namen „Joseph“ getauft. Joseph wurde ein kräftiger, aufgeweckter, froher Junge, der offenbar auch das eine Notwendige bald erkannte und nicht aus dem Auge verlor. „Wozu sind wir auf Erden?“ – lautete die erste Frage in den alten Katechismen, die „Sinnfrage“. Die Antwort war ihm vertraut und – wie seine Worte und Taten zeigen – Richtschnur für sein Leben: „Wir sind auf Erden, um Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen und dadurch in den Himmel zu kommen.“ Das Wort Gottes, das er im Religionsunterricht und in der Kirche hörte –, die heilige Messe, die ihn anleitete, in der Nachfolge Christi „in ihm, durch ihn und mit ihm“ auch sich selbst Gott darzubringen –, die Heiligenlegende, die abends im Familienkreis vorgelesen wurde –, das Beispiel eines älteren Bruders, der Priester und Missionar wurde, und zweier seiner Schwestern, die sich Gott im Ordensstande weihten –: all das mag in ihm den Wunsch geweckt und genährt haben, Missionar zu werden statt den elterlichen Hof zu übernehmen. Nach einer Volksmission durch Redemptoristen wurde aus dem Wunsch ein fester Entschluß, und Joseph bat,

18 Jahr alt, mit Erlaubnis seiner Eltern in Löwen um Aufnahme bei der „Kongregation von den heiligsten Herzen Jesu und Mariä und der ewigen Anbetung des allerheiligsten Altarssakramentes“, der Gemeinschaft, welcher auch sein Bruder schon angehörte.

eingekerkert, deportiert, aufs Schaffot gebracht. Peter Joseph Coudrin, der Gründer, war damals in Paris heimlich zum Priester geweiht worden; er wirkte dann als Seelsorger unter dauernder Lebensgefahr „im Untergrund“, bis die Revolutionsstürme sich legten.¹

Am Sonntag, dem 11. Oktober 2009 hat Papst Benedikt XVI. auf dem Petersplatz in Rom Pater Damian DeVeuster SS.CC., den „Apostel der Aussätzigen“, heiliggesprochen.

Pater Damian war 1873, 33 Jahre alt, freiwillig als Priester in die streng isolierte Aussätzigen-Kolonie Kalawao auf der Hawaii-Insel Molokai gegangen, in vollem Bewußtsein, was dieser Schritt für ihn bedeutete: Unmöglichkeit der Rückkehr und hohe Wahrscheinlichkeit, auch selber von der damals noch unheilbaren Krankheit infiziert zu werden.

16 Jahre wirkte er unter den Verbannten als Seelsorger und Helfer in allen Nöten; am 15. April 1889 starb er bei ihnen als Aussätziger unter Aussätzigen. –

Mahatma Gandhi: „Die Welt der Politik und der Presse kennt wenige Helden, die mit Pater Damian von der Aussätzigensiedlung zu vergleichen sind. Die Mühe lohnt sich, nach den Quellen zu suchen, aus der soviel Heldentum kommt.“ Es sind – wie sich zeigt – Quellen nicht nur für Heldentum, sondern Quellen auch für Freude und Glück.

Unser Beitrag will dazu einige Hinweise geben und dabei Pater Damian möglichst selber zu Wort kommen lassen.

Die Kongregation, nach der Straße des Pariser Mutterhauses auch „Picpus-Gesellschaft“ genannt (in Deutschland „Arnsteiner Patres“), war noch nicht alt; sie war 1800 entstanden, also kurz nach der Französischen Revolution, während der in Frankreich alle Orden aufgehoben und alle Seminare geschlossen waren. Die kirchentreuen, „eidverweigernden“ Priester wurden verfolgt,

*

„Seit dem ersten Tage fand er sich inmitten der Klostersgemeinschaft wie zu Haus: eine gewissen Ungezwungenheit, eine gemütlige Heiterkeit, eine ungetrübte Gemütsruhe bezeugten das Glück und den Frieden seiner Seele...“ – so urteilte ein Oberer über den Novizen.² Die Mitbrüder fanden ihn munter, gefällig, liebenswürdig, manchmal vielleicht

etwas aufbrausend. Seine Begabung brachte rasche Fortschritte bei den Studien; er hätte Lehrer in seinem Orden werden können, aber es zog ihn in die Mission. Eine Gelegenheit bot sich, als sein älterer Bruder, für den der Termin zur Abreise in die Mission auf Hawaii schon feststand, nicht aufbrechen konnte, weil er sich bei der Pflege von Typhus-Kranken infiziert hatte: Frater Damian bot sich statt seiner an, und die Oberen stimmten zu; die Priesterweihe sollte auf Hawaii stattfinden.

Aufbruch in die Mission nach Übersee – das bedeutete damals meist einen Abschied von Verwandten, Freunden und Heimat auf Lebenszeit. Frater Damian, fünf seiner Mitbrüder und zehn Ordensfrauen reisten von Bremerhaven aus mit

ein großes Opfer; aber die Stimme, die uns gerufen, die uns aufgefordert hat, alles, was uns lieb und teuer ist, zum Opfer zu bringen, ist die Stimme Gottes, ist die Stimme unseres göttlichen Heilandes, der zu uns wie zu den ersten Aposteln sagt: »Gehet hin, lehret alle Völker, lehret sie alle meine Gebote halten; denn ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt.« Diese letzten Worte sind trostreich für uns. Jesus Christus ist ganz besonders mit den Missionaren, er leitet ihre Schritte und behütet sie vor Gefahren, er gebietet den Winden, sich zu legen, dem Meer, sich zu besänftigen, den wilden Tieren, sich zu entfernen, den geistigen Feinden, dem Teufel, der Welt und der Fleischeslust, uns in Ruhe zu lassen. Er ist es, der inmitten der Trübsale und

unser Schiff inmitten eines stürmischen Meeres besteigen, haben wir nicht nur, wie es bei Matrosen oft vorkommt, keine Furcht, sondern wir sind von einer unbegreiflichen Fröhlichkeit erfüllt. Weil wir eine halbe Stunde beisammen, so lachen und scherzen wir.«³

Im Gegensatz zum reichen Jüngling des Evangeliums, der „traurig“ wegging“ (vgl. Mt 29,16-22) hatten sie alles darangegeben. Gott lieben, ihm dienen, seinen Willen erfüllen -: die folgenden Briefzeilen sprechen davon:

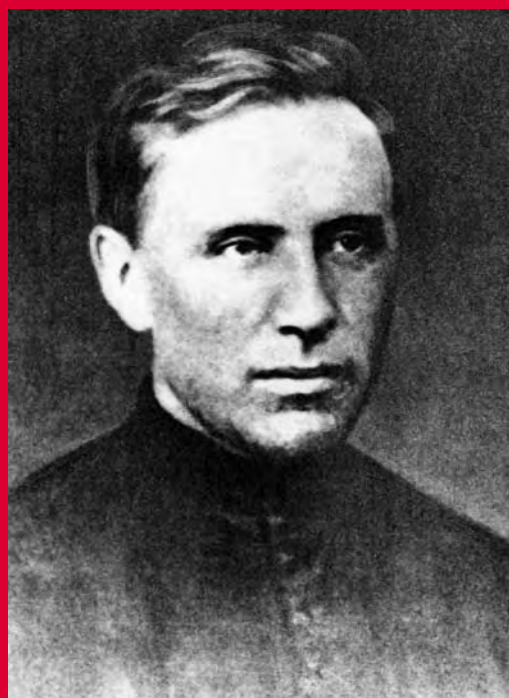
„Was Euch betrifft, liebe Eltern, habet wegen meiner nicht die geringste Unruhe: Wir sind in Gottes Händen, der Allmächtige nimmt uns unter seinen Schutz. Nur um eins bitte ich Euch, betet oft, dass Gott uns eine glückliche Überfahrt gewähre und den Mut, in allem überall und stets seinen heiligen Willen zu erfüllen; darin besteht ja unser ganzes Leben... Dieser Wille ist im Evangelium bildlich durch den engen Pfad, der sicher zum Himmel führt, bezeichnet.“⁴

*

Nach seiner Priesterweihe wirkte Pater Damian zunächst zehn Jahre lang auf verschiedenen Missionsstationen. Wie er schließlich in die Aussätzigen-Quarantäne auf Molokai kam, schildert er in einem Brief vom 23. November 1873 an seinen Bruder:

„Mein teurer Bruder und geistlicher Vater!

Die göttliche Vorsehung hat Deinen unwürdigen Bruder dazu bestimmt, den armen Unglücklichen zu Hilfe zu kommen, welche von der schrecklichen Krankheit befallen sind, die so oft in den Evangelien erwähnt wird, dem Aussatz. Seit zehn Jahren hat sich diese Seuche auf unseren Inseln eingebürgert, und zwar hat sie solche Ausdehnung angenommen, dass die Regierung sich gezwungen sieht, alle diejenigen, die davon ergriffen werden, aus der Gesellschaft der Gesunden abzuschließen. Auf einem entlegenen Küstenstrich der Insel Molokai, der auf der einen Seite durch hohe, fast unübersteigbare Felsen und Berge vom Rest der Insel getrennt ist, auf der anderen Seite vom Meer umspült wird, leben sie in immerwährender Verbannung. Von den 2000, die bislang dahin ver-



Pater Damian De Veuster 1873, im Alter von 33 Jahren. Am 10. Mai 1873 trat er seinen Dienst in der Aussätzigen-Kolonie auf Molokai an. Am 25. November jenes Jahres schrieb er in einem Brief an seine Eltern und Geschwister: „Ich finde mein größtes Glück darin, dem Herrn in seinen armen und kranken Kindern zu dienen, die von den anderen Menschen verstoßen werden. Ich versuche, sie alle auf den Weg des Himmels zu führen“

einem Segelschiff. Die Route um das berühmte Kap Hoorn dauerte zwanzig Wochen; der Panama-Kanal war noch nicht gebaut. Vor der Abfahrt am 30. Oktober 1867 schrieb Frater Damian in einem Brief an seine Eltern über die vor ihm liegende Aufgabe:

„Für ein Herz, das seine Eltern, seine Familie, seine Mitbrüder und seine Heimat zärtlich liebt, ist dieses

Widerwärtigkeiten uns eine Glückseligkeit empfinden läßt, wovon der darin unerfahrene Mensch sich keine Vorstellung machen kann; denn die Gnaden, welche mit dem Beruf eines Missionars verbunden, sind so groß, dass die größten Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten nicht imstande sind, ihn aus dem Geleise zu bringen. Schon sind sie fühlbar in uns; denn im Augenblicke, wo wir

bracht wurden, sind noch etwa 800 am Leben; unter ihnen befinden sich eine ziemliche Anzahl Katholiken, davon ein Teil erst seit ihrer Überführung nach Molokai getauft wurde.

Für diese Aussätzigen-Kolonie war ein Priester dringend notwendig; aber es war nicht leicht, einen zu finden; denn da aller und jeder Verkehr zwischen hier und der übrigen menschlichen Gesellschaft untersagt war, musste ein solcher sich eben entschließen, sich mit den Unglücklichen für immer abzusperrten. Unser Bischof aber, Msgr. Maigret, erklär-

An Gestalten wie Damian De Veuster wird etwas von der flammenden Kraft des Heiligen Geistes sichtbar, der die Grenzen des Ausgesetztseins, des Ausgegrenztseins wegweist und der in der Liebe, auch in der Gefährdung und Hingabe des eigenen Lebens, eine neue Geschwisterlichkeit erschafft. Dieser eine, der heute auf den Leuchter gehoben wird, an dem können wir sehen: Ja, der Heilige Geist ist da – dieser Selige steht ja nur für die vielen Männer und Frauen, Priester, Ordensleute und Laien, die Tag für Tag still und auf vielfältige Weise sich den Menschen von der Kraft Gottes her schenken und Wunder der Nächstenliebe tun.“ – Joseph Kardinal Ratzinger in Dom zu Regensburg am Pfingstsonntag, 4. Juni 1995, dem Tag der Seligsprechung von P. Damian De Veuster

te, dass er dieses Opfer von keinem von uns verlangen könne. Das ist der Grund, warum ich mich anbot; denn ich dachte daran, dass ich ja bereits an dem Tage, da ich die Gelübde ablegte, unter dem Leichentuch lag und daher dieses zweite Sterben nicht mehr zu fürchten brauche. So hat mich denn also am vergangenen 10. Mai das Dampfschiff hierhergebracht, zusammen mit ungefähr 50 Aussätzigen, die die Polizei wieder aufgegriffen hatte.“⁵

Er hatte „unter dem Leichentuch gelegen“ – damit meint Pater Dami-

an einen Ritus bei der Aufnahme in seinen Orden: der Kandidat wird dabei, auf dem Boden liegend, eine Zeit lang mit einem Leichentuch bedeckt zum Zeichen dafür, dass er „gestorben ist“; er soll sich selber und der Welt abgestorben sein und sein Leben „mit Christus verborgen in Gott“ – in Erwartung der Auferstehung in Herrlichkeit (Kol 3,3). – „Sich selber und der Welt abgestorben sein“ und „leben mit Christus verborgen in Gott“ gilt zwar nicht nur für Ordensleute, sondern für alle Getauften; die sind ja doch „begraben mit Christus in der Taufe“ (Kol 2,12), und „wir alle, die wir auf Jesus Christus getauft wurden, sind auf seinen Tod getauft“ (Röm 6,3) – die Episteln der Osterliturgie bringen das jedes Jahr feierlich in Erinnerung.⁶ Aber für Ordensleute, die sich einem Leben gemäß der Evangelischen Räte weihen, gilt es in besonderer Weise.

Pater Damian rechnete damit, auch selber infiziert zu werden, und nahm „die schreckliche Krankheit ... im Voraus freiwillig an“.⁷ Als später ein Kranker, dem er die Wunden wusch, ihn vor möglicher Ansteckung warnte, erwiderte er: „Wenn die Krankheit meinen Körper nimmt, wird Gott mir einen anderen geben. Und dann: Wie wäre ich glücklich, das Leben des Leibes zu opfern für das Heil der Seele!“⁸

*

Das Leben in Christus, mit dem man „dieses zweite Sterben“ nicht mehr zu fürchten braucht, wollte er auch den Aussätzigen auf Molokai bringen. Die bekamen zwar von der Regierung, was sie zum Dahinvegetieren in dieser Welt brauchten, waren aber, allein gelassen, oft verzweifelt und demoralisiert. Da gab es Flucht in den Rausch mit Selbstgebranntem, sexuelle Ausschweifung, Promiskuität, asoziales Verhalten, Recht des Stärkeren. Wie auch anderswo in der Welt war „der geistige Aussatz nicht weniger schlimm als der leibliche“, wie Pater Damian wußte.⁹

Dem Reich Gottes in den Seelen galt Pater Damians vornehmliche Sorge. Er brachte den Aussätzigen Christus. Er verkündete ihnen das Evangelium, er lehrte sie mit dem Katechismus glauben, hoffen und lieben; er spendete die Sakramente und feierte Gottesdienst mit ihnen. Er baute ein Gotteshaus. Am 15. No-

vember 1873 schreibt er seinen Eltern: „Ich finde mein größtes Glück darin, dem Herrn in seinen armen und kranken Kindern zu dienen, die von den anderen Menschen verstoßen sind. Ich versuche, sie alle auf den Weg des Himmels zu führen.“¹⁰

Er kümmerte sich aber auch nach Kräften um ihr irdisches Los. Er fungierte als Sanitäter – vom Auswaschen der Wunden bis zur Amputation halbverwester Gliedmaßen. Er baute ihnen Holzhäuser statt ihrer Grashütten. Er zimmerte Särge für die Toten und schaufelte auch die Gräber für sie – auf 1500-1800 wird die Zahl der Gräber geschätzt, die er in den sechzehn Jahren seines Wirkens auf Molokai ausgehoben hat. Er errichtete ein Waisenhaus für die aussätzigen Kinder, die von ihren Eltern getrennt, in Molokai abgesetzt wurden und dort „niemanden hatten“. Er gründete eine Musikkapelle. Er verteilte mancherlei Gaben an Bedürftige, die nichts hatten und sich auch nicht mehr selbst helfen konnten. Und er tat noch manches andere. Er teilte sein Leben mit ihnen und war bereit, auch ihren Tod mit ihnen zu sterben. So könne man sich erklären, schreibt ein erster Biograph, „dass es ihm gelang, die Schar Verzweifelter in eine Familie gehorsamer Kinder zu verwandeln.“¹¹

*

Bei aller Opferbereitschaft fiel ihm solches Wirken nicht einfachhin leicht. Einen gewissen Eindruck von den besonderen Schwierigkeiten, die er überwinden musste, können Mitteilungen in seinen Briefen vermitteln. An seinen Bruder schrieb er am 25. November 1873, nach einem halben Jahr in der Kolonie:

„Der Aussatz ist sozusagen eine unheilbare Krankheit ... Das Fleisch wird aufgezehrt, und es entsteht Fäulnisgeruch. Selbst der Atem der Aussätzigen ist so übelriechend, dass die Luft davon verpestet wird. Es fiel mir sehr schwer, mich an diese Atmosphäre zu gewöhnen. Eines Tages, während ich das Hochamt feierte, meinte ich ersticken zu müssen und konnte mich fast nicht enthalten hinauszuspringen und etwas frische Luft einzuatmen. Allein der Gedanke an meinen Herrn vor dem Grabe des Lazarus hielt mich zurück. Jetzt ist mein Geruchsorgan bereits etwas abgestumpft, und es fällt mir nicht



Das Geburtshaus von Pater Damian ist heute ein Museum, in dem Leben und Werk des Heiligen vorgestellt wird



Kirche und Wohnhaus von Pater Damian in der Siedlung Kalawao in den ersten Jahren

mehr so schwer, in die verpesteten Wohnräume der armen Kranken einzutreten. Allerdings kommt mich doch noch hin und wieder ein Gefühl des Ekels an, besonders, wenn ich die Beichte von Kranken hören muss, deren Wunden bereits voll Würmer sind ähnlich denen, welche die Leichen im Grabe verzehren...“¹²

Woher nahm er die Kraft, ein solches Leben und Wirken durchzuhalten? Ein Mitbruder sagt es uns: „Pater Damian stand frühzeitig auf. Niederkniend am Fuße seines Kruzifixes oder noch häufiger in der Kirche vor dem Tabernakel in anbetender Stellung, schöpfte er in langer Unterredung mit Gott und in der Betrachtung der ewigen Wahrheiten den Mut und die Kraft, deren es zur Erfüllung seines schwierigen Amtes so sehr bedurfte; hier lernte er den Widerwillen der Natur angesichts gräßlicher Wunden und

entsetzlichen Elends überwinden. Alsdann las er die heilige Messe, welcher viele andächtige Aussätzi-ge beiwohnten. Nach der Messe war Predigt...“¹⁴

Am Abend betete er sein Brevier. Er hielt sich dann auch noch gerne auf dem Friedhof auf: „Ich liebe es, meinen Rosenkranz betend ihn zu durchwandern, über das ewige Glück, welches eine große Anzahl von ihnen bereits genießt, über die unglückliche Ewigkeit derer, die meinen Mahnungen nicht gefolgt, und endlich über die Leiden des Fegfeuers meine Betrachtung zu halten. Ich versichere Euch, dass der Kirchhof und die Hütte der Sterbenden meine lehrreichsten Betrachtungsbücher sind, sowohl um meinem Mut aufrecht zu halten als auch um mich zu meinen Predigten vorzubereiten.“

An anderer Stelle sagt er: „Ohne das allerheiligste Sakrament wäre

eine Lage wie die meinige unerträglich; aber mit meinem Heiland in der Nähe bin ich stets fröhlicher Stimmung und arbeite mit Eifer für das Wohl meiner lieben Aussätzi- gen.“¹⁵

*

1884 brachte eine Untersuchung die Gewißheit, dass die Krankheit nun auch ihn selber befallen hatte. „Seine heitere Seelenstimmung aber litt durchaus keine Veränderung; er erkannte eine größere Ähnlichkeit mit seinen Aussätzi- gen und liebte sie noch mehr. Daher machte er die schöne Bemerkung: »Ich möchte nicht meine Gesundheit wiedererlangen, wenn ich um den Preis meiner Genesung die Insel verlassen müßte und meine Aufgabe unvollendet bliebe.«“¹⁶ Seinem Bruder kann er am 16. November 1887 schreiben: „Die heiligsten Herzen schenken mir soviel Freude und



Eines der beiden Dörfer des Aussätzi- gen-Sperrgebietes auf Molokai. Die Landzunge lag zwischen kaum überwindlichen Felswänden und dem Meer mit starker Brandung: ein natürliches Gefängnis. Foto von 1891



Aussätzi- ge vor der Kirche, die Pater Damian in Kalawao baute. Foto von 1891

Zufriedenheit des Herzens, dass ich mich für den glücklichsten Missionar der Welt halte. So ist das Opfer meiner Gesundheit, das der Gute Gott mit Wohlwollen angenommen hat, um dadurch meine Arbeit unter den Aussätzigen ein wenig fruchtbarer zu machen, doch recht leicht und sogar angenehm für mich. Und mit dem heiligen Paulus kann ich sagen: »Ich bin gestorben, und mein Leben ist mit Christus verborgen in Gott.«¹⁷

Eine besondere Freude war es für ihn, dass Helfer kamen: Ira Barnes Dutton, ein Amerikaner mit abenteu-

erlicher Vergangenheit, und James Sinnet, ein Ire. Es kamen dann auch zwei Priester, die seine Arbeit fortsetzen und Franziskanerinnen, die ihnen dabei helfen wollten. Pater Damian tat seinen Dienst weiter, solange er konnte. Bis zum 23. März 1889 ging er seiner „gewöhnlichen Amtstätigkeit“ nach, wenn sie ihm auch immer schwerer fiel. Am 28. März ordnete er seine zeitlichen Angelegenheiten; dann musste er sich niederlegen. Die Krankheit hatte Mund und Kehle befallen; das bedeutete den baldigen Tod. In den folgenden Tagen bereitete er sich geistlich auf das Sterben

vor. Er legt eine Generalbeichte ab und empfing die heilige Ölung. Am Abend des 14. April verabschiedete er sich von der Gemeinde der Aussätzigen, die das Haus umlagerte; er segnete sie alle. Am 15. April schied er, 49 Jahre alt, ohne Todeskampf aus dieser Welt.¹⁸ James Sinnet, der ihn gepflegt hatte und in dessen Armen er auch verschied, berichtete: „Nie sah ich einen glücklicheren Tod. Er war im Leiden und Gebet in fortwährender Gemeinschaft mit Gott, und immer wieder versicherte er mir, wie glücklich er sei, Ostern schon im Himmel feiern zu können.“¹⁹

Pater Damians sterbliche Überreste wurden unter dem Pandanusbaum bestattet, unter dem er seine erste Nacht auf Molokai verbracht hatte. Dort ruhten sie, bis sie 1936 mit Ehrenerweisen, die sonst nur Staatsoberhäuptern zuteil werden, auf Kriegsschiffen der USA und Belgiens in seine Heimat überführt und in der Kirche seiner Kongregation auf dem Antoniusberg in Löwen beigesetzt wurden. Damals wurde auch der Prozeß zur Seligsprechung Pater Damians eröffnet.

*

Als ein Vermächtnis Pater Damians auch an uns können wir festhalten, was er kurz vor seinem Tod seinem Freund Edward Clifford schrieb: „Während der langen Pilgerreise, die noch vor Ihnen liegt, vergessen Sie nur ja den schmalen Pfad nicht. Wir beide müssen ihn gewissenhaft gehen, damit wir einander im Hause unseres himmlischen Vaters wiedertreffen. – Allen Freunden meine herzlichen Grüße und Wünsche! Glückliche Reise, mein lieber Freund, und auf Wiedersehen im Himmel!“²⁰ □



Pater Damian als Aussätziger unter Aussätzigen. „Ich will nicht meine Gesundheit wiedererlangen, wenn ich um den Preis meiner Genesung die Insel verlassen müsste und meine Aufgabe unvollendet bliebe.“

Quellenhinweise

Br = Damian De Veuster, Beten Sie für und Aussätzige / Die Briefe der Letzten Jahre; Nettetal 1990

F = Rolf Fechter, Der Aussätzige – Pater Damian De Veuster auf Hawaii; Freiburg/Br. 1939

H = Ewald Henseler, Pater Damian – Apostel und Held; Paderborn 1936

PD = o. V., Pater Damian, der Held von Molokai; Freiburg/Br. 1891

T = Philibert Tauvel, Leben des Paters Damian, Apostels der Aussätzigen von Molokai; Regensburg 1892

Fußnoten

¹ Peter Joseph Coudrin ist in Deutschland vor allem bekannt geworden durch Wilhelm Hünermann, Die Herrgottsschanze; Innsbruck-Wien 1994 (26. Aufl.) / A. Coudrin, Leben des Abbè Coudrin; Regensburg 1846

² T 37 ³ T 44

⁴ T 45 ⁵ PD 29

⁶ Röm 6,3-14; Osternachtfeier / Kol 3,1-4; 2. Lesung vom Ostersonntag

⁷ Brief vom 25.3.1880 an Sr. Mary Gabrielle; Br 55

⁸ F 86

⁹ Brief vom 9.11.1887 an seinen Bruder; Br 110

¹⁰ Briefe von Pater Damian (I), Internet-Dokumentation P. Friedhelm Geller SS. CC.

¹¹ PD 51

¹² PD 30

¹³ T 185

¹⁴ T 187

¹⁵ T 197

¹⁶ T 195

¹⁷ PD 61; Br 111

¹⁸ Ein ausführlicher Zeugenbericht von P. Wendelin Möllers über das erbauliche Hinscheiden von P. Damian in Br 147 ff

¹⁹ PD 178

²⁰ Br 146

Gewissensbildung ist Herzensbildung

Predigt am 29./30. August 2009 in Kaufering

„Heutzutage verschenkt man sein Herz nicht mehr, man vermietet es höchstens für eine gewisse Zeit.“

Dieser Kalenderspruch von Ernst Ferstl gibt zu denken. Wenn heute „LebensabschnittspartnerInnen“ den Mann oder die Frau fürs Leben ablösen, dann erscheint es vielen ratsam, das Herz nicht ganz zu verschenken, sondern nur gerade so viel zu geben, wie es nötig erscheint, um die Beziehung für eine bestimmte Zeit aufrecht zu erhalten. Das Risiko, verletzt oder gar verlassen zu werden, steht schließlich immer im Raum. „Nach Gebrauch wegwerfen“, gilt mittlerweile nicht nur für Dinge, sondern auch für Menschen in unserer sog. „Wegwerfgesellschaft“. Da scheint es klüger, nicht alles auf eine Karte zu setzen. Die Chancen auf eine dauerhafte, erfüllte Beziehung sinken, je mehr wir zurückhalten, je mehr wir ausblenden, je mehr wir nicht schenken, sondern vermieten auf Zeit, unter Vorbehalt. Wenn eine Beziehung nur dazu dient, die schönen Seiten des Lebens miteinander zu teilen, fehlt ihr die Tiefe. So kann schon ein Sturm mittlerer Größe eine Beziehung ins Wanken bringen oder ganz kaputt machen. „Heutzutage verschenkt man sein Herz nicht mehr, man vermietet es höchstens für eine gewisse Zeit.“

Damit stoßen wir mitten in den Kern der heutigen Lesungen: Es geht um das Herz. Jesus greift den Prophe-

ten Jesaja auf: „Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, aber sein Herz ist weit weg von mir.“ Was meint er damit?

Wer ein Bibellexikon zu Rate zieht, liest dort: Mit dem Herzen ist „weder ein biologisches Organ noch der Ort oberflächlicher Sentimentalität“ gemeint, sondern „das verborgene Ich, die Person, das Innere des Menschen“¹. Das Herz ist also nicht ein Gegensatz zum Hirn, zum Kopf, sondern bezeichnet die Mitte, das Zentrum der menschlichen Person. Wenn ich etwas mit Herz tue, dann bin ich ganz dabei, mit Leib und Seele. Das Herz weist also in Richtung Ganzheitlichkeit. So ist es eigentlich ein Widerspruch zu sagen: „Heutzutage verschenkt man sein Herz nicht mehr, man vermietet es höchstens für eine gewisse Zeit.“

Noch etwas sollten wir bedenken, wenn wir vom Herzen reden: Die Bibel kennt kein eigenes Wort für Gewissen. Das, was wir Gewissen nennen, wird oft wiedergegeben mit „Herz“². Auch Jesus tut das: „Nichts, was von außen in den Menschen hineinkommt, kann ihn unrein machen, sondern was aus dem Menschen herauskommt, das macht ihn unrein.“

Wenn der postmoderne Mensch, der es gewöhnt ist, aus einer bunten Palette vieler Möglichkeiten auszuwählen, nach seinem Gewissen gefragt wird, dann denkt er gleich an seine eigene autonome Entscheidung:

„Das muss jeder mit seinem Gewissen ausmachen. Und mein Gewissen ist meine Sache. Da hat mir niemand dreinzureden.“ So ist aus dem Gewis-

Wie wird das Gewissen gebildet, damit es richtig und wahrhaftig ist?

Das richtige und wahrhaftige Gewissen wird durch die Erziehung und durch die Aneignung des Wortes Gottes und der Lehre der Kirche gebildet. Das Gewissen wird durch die Gaben des Heiligen Geistes unterstützt und durch die Ratschläge weiser Menschen orientiert. Darüber hinaus sind das Gebet und die Gewissensforschung für die sittliche Bildung von großem Nutzen.

KKK 374

sen heimlich, still und leise die eigene persönliche Meinung geworden, die subjektive Gewissheit: Jeder setzt sich selbst das Maß und merkt gar nicht, wie er zum Spielball der öffentlichen Meinung wird. Was er als Gewissensentscheidung tarnt, ist in Wirklichkeit ein modisches Ich von der Stange: „Weil es die Mehrheit auch meint und tut, wird es schon recht sein.“ Papst Benedikt bringt dieses Phänomen auf den Punkt, wenn er von der „Diktatur des Relativismus“ spricht.

Das Gewissen jedoch meint genau das Gegenteil. Es ist die tief eingewurzelte Urerinnerung an das Wahre und Gute von Menschen. Jeder und jede von uns ist ansprechbar auf das, was gut ist. Gleichzeitig haben wir eine Antenne für das, was wir im Schuldbekenntnis ansprechen, dass wir „Gutes unterlassen und Böses getan“ haben. Mag sich auch mancher Schutt



des Lebens darüber gelegt haben, die Scherben zerbrochener Beziehungen oder der Schlamm verdrängter Entscheidungen, ganz tief im Herzen spüren wir, was böse ist und was gut. Das Gewissen sagt es uns, und wir tun gut daran, darauf zu hören.

Der Appell ans Gewissen ist also kein Freifahrtschein für Beliebigkeit. Es ist wie beim Erlernen der Sprache. Die Sprachfähigkeit ist in uns angelegt. Doch ein Kind kommt erst dann zum Sprechen, wenn es vorher angesprochen wird. Die aktive Sprache erwächst aus der Ansprache durch andere. So ist es auch mit dem Gewissen: Es kann durch äußeren Druck ebenso entstellt werden wie durch innere Leere verflachen. Ist das vielleicht der Grund dafür, dass unsere Zeit oft so gewissenlos erscheint? Und unsere Gesellschaft, ja auch die Kirche mitunter so herzlos? Ist das nicht ein SOS-Ruf nach dem, was wir wirklich brauchen: Wissensbildung und Herzensbildung?

Gewissen und Herz brauchen die Vergewisserung in Gottes Weisungen und Geboten. Nicht wir bestimmen, was gut ist und was böse. Es ist uns vorgegeben durch Gott. Wahrheit ist mehr als das, was der Einzelne für richtig hält. Sonst geht sie unter in einem Leipziger Allerlei von Meinungen, die das Gewissen nur als Feigenblatt für Beliebigkeit missbrauchen. Die Wissensfrage schlechthin ist die Wahrheitsfrage. Wo sie in Vergessenheit gerät, stumpft das Gewissen ab und verwarhlost. Das kann zur tödlichen Gefahr für eine ganze Gesellschaft werden. In der Wissensbildung liegt ein wichtiger Auftrag der Kirche. Dass der katholische Christ angehalten ist, sein Gewissen durch das Lehramt der Kirche formen und bilden zu lassen, steht außer Zweifel. Doch der Dienst der Wissensbildung geht weit über den katholischen Tellerrand hinaus. Denn unsere plurale Gesellschaft, ein Tummelplatz so vieler Weltanschauungen und Religionen, steht auf jüdisch-christlichem Fundament, das sie trägt und stützt.

Von der Wichtigkeit der Wissensbildung waren schon die Juden überzeugt. Deshalb hörten wir in der Lesung eine Art Hymne auf das Gesetz: „Höre, Israel, die Gesetze und Rechtsvorschriften, die ich euch zu halten lehre. Hört, und ihr werdet leben.“ Das heißt: Die Juden sind bis heute davon überzeugt, dass Gesetze

und Gebote kein Korsett sind, sondern ein Lebensraum. Und sie sind gleichzeitig davon überzeugt, dass das Preisgeben des Gesetzes Gottes eine Krise für ihre Identität, für ihre Nation, für ihren Zusammenhalt bedeutet.

Wie steht es um uns Christen? Warum haben wir keine „Gewissensbisse“, wenn wir uns von Gottes Geboten entfernen? Könnte es daran liegen, dass wir bei allen Marktanalysen und Börsenbarometern gar nicht merken, dass die Herzens- und Wissensbildung nicht mehr hoch im Kurs steht? Politikerschelten liegen mir fern; dennoch gibt mir zu denken, was erst ein Journalist süffisant über das Profil politischen Handelns sagte: „Moralische Inhalte sind die natürlichen Feinde politischer Aussagen“ (Radio Bayern 1 am 29.8.2009). Ich fände es sehr interessant, einmal die Parteiprogramme dahingehend abzuklopfen, ob und wie sie Gottes Geboten entsprechen. Noch interessanter ist ein Blick, inwieweit sich die Worte der Politiker, z.B. über Ehe und Familie, in deren Leben widerspiegeln. Dass die Frage der Glaubwürdigkeit auch den Vertretern der Kirche gestellt werden darf und muss, ist selbstverständlich. In einer Zeit, in der so viel von der Finanz- und Wirtschaftskrise die Rede ist, dürfen wir Christen nicht darauf verzichten, den Finger in eine noch viel tiefere Wunde zu legen: den Werteverfall, die Krise der Moral. Übrigens ist die Moral auch ein Gradmesser für viele Muslime, ob sie uns als Gesprächspartner ernst nehmen oder nicht. Denn wie sagte schon Jesus: „Von innen, aus dem Herzen kommen die bösen Gedanken, Unzucht, Diebstahl, Mord, Ehebruch, Habgier, Bosheit, Hinterlist, Ausschweifung, Neid, Verleumdung, Hochmut und Unvernunft.“

In einem Text, der dem Talmud, der jüdischen Überlieferung, zugeschrieben wird, lesen wir:

Achte auf deine Gefühle, denn sie werden deine Gedanken.

Achte auf deine Gedanken, denn sie werden zu Worten.

Achte auf deine Worte, denn sie werden zu Taten.

Achte auf deine Taten, denn sie werden zu Gewohnheiten.

Achte auf deine Gewohnheiten, denn sie bilden deinen Charakter.

Achte auf deinen Charakter, denn er bestimmt dein Leben. □

¹ Kl. Bibellex., Stgt, 1999, 127. ² Vgl. Ebd. 110



Ereignisse wie der Amoklauf in Ansbach lassen aufhorchen. Wie kann ein junger Mensch so weit kommen, dass ihm am Leben anderer und am eigenen so wenig liegt? Die Polizei sucht nach einem Täterprofil. Man kommt zu dem Schluss, es handle sich um Einzelgänger, um junge Menschen, die gehänselt und verspottet wurden; um Außenseiter, die ihre Zeit mit Computerspielen und dem Anschauen von Gewaltvideos verbringen. Eltern haben die Alarmzeichen ebenso wenig beachtet wie Lehrer und Mitschüler. Die Polizei und Erzieher fordern mehr Psychologen an den Schulen. Werden sie es richten können? Die Frage nach dem Glauben, nach der Religiosität taucht in keiner Diskussion auf. Man setzt auf Psychologie und nicht auf Gott und das Vertrauen auf ihn. Nirgends hört man den Ruf: Man müsste die heilige Beichte wieder entdecken.

Als Don Bosco gefragt wurde, welches Rezept er habe, um aus schwer erziehbaren Jugendlichen, die teilweise schon straffällig geworden waren, ordentliche Menschen zu machen, gab er zur Antwort: „Heilige Messe, heilige Beichte, heilige Kommunion“. Er setzte nicht auf Polizisten, er setzte nicht auf Psychologen, er setzte auf Gott und seine Gnade. Der Erfolg gab ihm Recht. War dies nicht auch der Weg vom Pfarrer von Ars, Johannes Maria Vianney. Am Anfang seiner Tätigkeit predigte



Ludwig Gschwind:

Der Amoklauf und die Folgerungen

Was Don Bosco empfiehlt

er vor leeren Bänken. Vier Wirtschaften in dem kleinen Ars füllten sich jeden Sonntag, aber zum Sonntagsgottesdienst kamen nur ein paar Leute. Man wusste nicht mehr, was heilige Messe ist und welcher Strom der Gnade von ihr ausgeht. Man wusste nicht mehr, welcher Segen von der heiligen Beichte ausgeht. Der Pfarrer von Ars wurde nicht müde von der Liebe Gottes zu sprechen, die sich in den Sakramenten schenkt. Er betonte die Wichtigkeit der guten Beichte, in der sich eine Umkehr des Herzens vollzieht. Sie ist das Geschenk des auferstandenen Herrn. Den Frieden des Herzens will er schenken.

Zur damaligen Zeit haben die Kinder lange vor Empfang der ersten heiligen Kommunion bereits regelmäßig gebeichtet und die geistliche Kommunion gepflegt. Es wurde auch noch vor 60 Jahren in der dritten Klasse intensiv auf die heilige Beichte vorbereitet und ebenso intensiv in der vierten Klasse auf die heilige Kommunion. In den Umbrüchen nach dem Konzil wurde alles anders gemacht. Und natürlich gab es immer gute theologische Gründe. Der Beichte wurde kein so großer Stellenwert mehr beigemessen. Kinder wurden ohne Beichte zur Erstkommunion zugelassen. Eltern entdeckten, dass auch sie das nicht mehr nötig hatten. Kardinal Julius Döpfner äußerte nach einer Firmungsreise kurz vor seinem Tod: „Die Leute gehen ja zur Kommunion, wie man früher das Weihwasser genommen hat“. Er wollte damit sagen, gedankenlos werde der Leib Christi empfangen. Das Bußsakrament wurde von Predi-

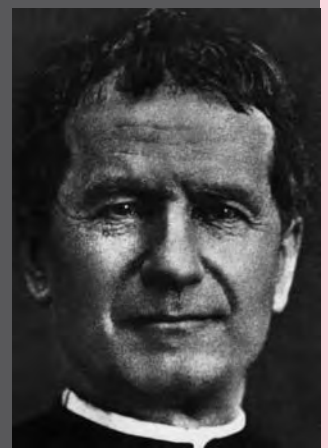
gern und Referenten in Frage gestellt. Man sammelte Negativbeispiele, um zum einen den Priestern vorzuwerfen, sie befriedigten hier ihre Neugier und zum anderen nachzuweisen, dass sich die Beichtenden auch nicht besser verhalten als jene, die nicht beichten.

Eine am 15. Juli erschienene Glosse in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ) hat die Beichte der Kinder aufs Korn genommen.

Auf diese Glosse erschien, obwohl sicher zahlreiche Priester die FAZ lesen, in der Folge nur ein Leserbrief, in dem das Ganze von einer Leserin nur noch bestätigt wurde, die allerdings seit Jahren nicht mehr gebeichtet hat. Das Ganze könnte man zur Gewissensforschung der Beichtväter machen, aber ebenso der Gläubigen. Wenn kein Sündenbewusstsein mehr vorhanden ist, kann man auch keine Sünden bereuen, und es besteht kein Anlass sich zu bessern. Wird man

aber nicht feststellen, dass dort, wo die Beichte schwindet, auch der Gottesdienstbesuch abnimmt? Das religiöse Leben in den Familien stirbt ab. Anderes rückt in den Vordergrund und bestimmt das Leben. Was in der Glosse von Spanien gesagt wird, trifft dies nicht auch auf Deutschland zu? Die Kinder werden gar nicht mehr zur Beichte eingeladen. Die Kinder fehlen auch am Sonntag in der Kirche. Es wäre freilich verfehlt, das alles nur wie gelähmt zu beobachten. Wir müssen von neuem das Wesentliche bewusst machen. Die Begegnung mit Jesus in der heiligen Messe, in den Sakramenten der Buße und der Eucharistie. Daraus wächst dann auch die stärkere Liebe zu Anderen, die Rücksichtnahme, das Verzeihen. Mobbing hat hier keinen Platz. Hänkeln und Ausgrenzen verbietet sich dann. Der Pfarrer von Ars und Don Bosco sind Beispiele für einen solchen Weg. Wäre das nicht ein Rezept gegen so irrsinnige Taten wie einen Amoklauf? □

Der hl. Don Bosco (1815-1888; Foto von 1880) – Er nahm sich in Turin besonders der heimatlosen und verwahrlosten Jugendlichen an. Hunderte kamen zu ihm, und er wurde ihr geistlicher Vater. Er unterwies sie im Glauben; er richtete Heime, Schulen und Lehrwerkstätten für sie ein. – Nachdem er einmal für dreihundert junge Sträflinge Exerzitien gehalten hatte, erbat er sich für sie einen Tagesausflug in die Umgebung von Turin ohne jede Bewachung. Es war nicht leicht, die Bedenken des zuständigen Ministers zu überwinden, aber schließlich gab der die Erlaubnis. Keiner der jungen Freigänger machte einen Versuch zu entfliehen.



„Wir haben euch was mitgebracht – Hass!“

Der alljährliche „Marsch für das Leben“ in Berlin weist den Weg unserer Gesellschaft in einen Kulturkampf neuer Prägung

„1000 Kreuze für das Leben“

Unter diesem Motto hatte der Bundesverband für das Leben am 26. September 2009 zum alljährlich stattfindenden „Marsch für das Leben“ eingeladen. In einem Schweigemarsch tragen die Lebensschützer 1000 weiße Kreuze durch die Bundeshauptstadt, jedes Kreuz im Gedenken an die etwa 1000 Kinder, die jeden Werktag in der Bundesrepublik durch Abtreibung nicht nur ihr Lebensrecht, sondern das Leben selbst verlieren. In diesem Jahr folgten nach Angaben der Berliner Polizei etwa 1300 Lebensschützer aus dem ganzen Bundesgebiet der Einladung und setzten auf ihrer Wegstrecke vom Alexanderplatz zur Hedwigs-kathedrale ein sichtbares Zeichen dafür, dass die Ungeborenen in unserem Land trotz aller Tabuisierung

des alltäglichen Abtreibungsskandals doch noch eine Stimme haben.

„1000 Kreuze in die Spree“. Unter diesem Schlachtruf hatten zahlreiche Vereinigungen und Organisationen zur Gegendemonstration aufgerufen. In ihrem Aufruf forderte das Bündnis aus Antifa-Verbänden, Linksjugend, Homosexuellen-Vereinigungen und Pro Familia Berlin dazu auf, den geplanten Schweigemarsch der „selbst ernannten Lebensschützer durch bunte Kleidung und emanzipatorische Sprüche laut zu stören“. Die Veranstalter sehen in der im internationalen Vergleich verhältnismäßig überschaubaren deutschen Lebensschutzbewegung einen „Teil des christlichen Fundamentalismus in der BRD.“ Derlei Gruppierungen würden auf die „gesellschaftliche

Dominanz ihrer Dogmen Familienzentriertheit und Heterosexualität“ hinarbeiten. Die von den Lebensrechtsaktivisten angeführten Abtreibungszahlen, die sich auf Angaben des Statistischen Bundesamts selbst stützen, bezeichneten die Organisatoren der Gegendemonstration als „statistisch unhaltbare Angaben“, das mittlerweile weltweit diagnostizierte „Post Abortion Syndrome“ für eine „erfundene Krankheit“.

So viel zum Vorlauf. Aber was passierte am 26. September 2009 mitten in Deutschlands Hauptstadt: Die Kundgebung der friedlich versammelten Lebensschützer auf dem Alexanderplatz hatte Schwierigkeiten, gegen die Trillerpfeifen und Störaktionen der Gegendemonstranten anzukommen. Etwa 400 vorwiegend auffällig gekleidete, vor allem junge Störer konnten nur durch ein massives Polizeiaufgebot von fünf Hundertschaften der Berliner Ordnungsbehörden daran gehindert werden, noch direkter in die friedliche Kundgebung einzudringen. Der neue Bundesvorsitzende des Bundesverbands Lebensrecht, Martin Lohmann, moderierte in betonter Ruhe durch das Programm: Statements des Salzburger Weihbischofs Prof. Dr. Andreas Laun, ein Gespräch mit der Olympia-Sportlerin Michaela Fuchs und das Zeugnis einer jungen Berliner Frau, die von der an ihrem Kind durchgeführten Abtreibung berichtete.

Den tränenreichen und anrührenden Bericht der jungen Christina quittierten die Gegendemonstranten mit „Langweilig“-Rufen. Es spricht für die Selbstkontrolle der anwesenden Lebensschützer, dass diese trotz Schock über so viel Gehässigkeit und fehlendes Einfühlungsvermögen ihre Emotionen beherrschten. Genau



Durcheinander: Die Gegendemonstranten formieren sich für ihre Attacken auf den Marsch für das Leben.

darauf jedoch schien es den Störern anzukommen. Jede Maßnahme zielte auf Provokation, seien es die in den Himmel gestreckten Sexspielzeuge, sich küssende gleichgeschlechtliche Paare oder Transparente mit der Aufschrift „Kein Patriarchat“.

Das alles könnte man als übertriebenen Eifer einiger pubertierender Linker abtun. Doch am Rande des Geschehens taten sich menschliche Abgründe auf, die eine derartig oberflächliche Einschätzung der Vorkommnisse verbieten. Hautnah musste das die Mutter eines an Trisomie-21 erkrankten Kindes miterleben. Zwei Antifa-Aktivistinnen kommentierten den Anblick des Kleinen im Kinderwagen mit den Worten: „Schau dir das Kind an – warum haben die das nicht abgetrieben?“ Zurück blieben eine getroffene Mutter und die an das unbedingte Gebot der Friedlichkeit gebundenen Begleiter. Wer durch einen kurzen Blickkontakt Beziehung zu den Gegendemonstranten aufbauen wollte, dem schlug blanker und entschlossener Hass entgegen. Hass gegen Menschen, die still ihre Meinung äußern. Hass gegen Menschen, die friedlich und tolerant Schwächeren eine Stimme geben wollen. Hass gegen Menschen, die gar nicht erst geboren werden dürfen. Besonders erschreckend: Die Störer stehen zu ihrem Hass. Ihr Slogan „Wir haben euch was mitgebracht – Hass!“ erinnerte an Szenen, die man sonst nur aus Dokumentationsfilmen über schlechtere Zeiten kennt.

Nur dem hohen Vorbereitungs- und Organisationsaufwand der Polizei war es zu verdanken, dass der Zug seine weniger als einen Kilometer lange Strecke ablaufen konnte. Auf der einen Seite von der Häuserwand, auf der anderen von einer Wand gepanzerter Fahrzeuge abgeschirmt setzte der stille Marsch für das Leben seinen Weg fort. Laut waren nur die Gegner. Sie taten alles, um die Atmosphäre mit Gewaltbereitschaft, Konflikt und Aggressivität aufzuladen. Einzelne hatten sich in gutbürgerlicher Kleidung in den Zug geschmuggelt und nutzten die Überquerung der Spree dazu, ihren scheinbar einzigen Wunsch an diesem Tag wahr werden zu lassen: sie warfen die ihnen anvertrauten weißen Kreuze in den Fluss. Durch den freundlichen, aber



Ein Schweigemarsch für das Leben ist in Deutschland nur unter Polizeischutz möglich.



Langsam, aber stetig zieht der Marsch seinen Weg auf seiner Route durch die Hauptstadt.

bestimmten Einsatz einiger Lebensschützer, vor allem aber durch das schnelle und beherrzte Eingreifen der Polizei konnte dafür gesorgt werden, dass es bei wenigen solchen Einzelfällen blieb. Als die Lebensschützer sich vor der Kirche versammelten, stimmten einzelne Kirchenlieder an, obwohl es sich nicht um eine religiöse Veranstaltung handelte. Doch brauchte wahrscheinlich der eine oder andere Mitstreiter älteren Jahrgangs die Ermutigung des gemein-

samen Gesangs bekannter Lieder. Ihnen schallten die Schlachtrufe der Abtreibungsbefürworter entgegen: Von „Sex ohne Ehe, ist worauf wir stehen!“ über „Ich habe mit Jesus geschlafen“ bis hin zu „Wir, die Perversen, sind euch auf den Fersen“. Das ist Kulturkampf. Dass dieser Kampf auf der Seite der Abtreibungsbefürworter den Willen zur Vernichtung mit sich bringt, dokumentiert die Kampfansage, die den Lebensschützern bis vor die Kirche entgegen gehalten wurde:

„Hätt' Maria abgetrieben, wärt ihr uns erspart geblieben!“

Selten wird die Berliner Bischofskirche so voll sein wie es beim sich anschließenden Ökumenischen Gottesdienst der Fall war. Selbst der Gottesdienst musste unter Polizeiaufsicht stattfinden. Im vergangenen Jahr hatte man darauf verzichtet, was zur Folge hatte, dass die Polizei erst gerufen werden musste, als zwei Frauen sich während des Gottesdienstes zu

entkleiden begannen. Man betete für die verantwortlichen Politiker, für die betroffenen Frauen, für die verletzten Familien, für die oft entmutigten und sogar von der Kirche im Regen stehen gelassenen Lebensschützer – und für die Gegner, die immer noch draußen skandierten.

Dieser Marsch war kein Spaziergang. Die Hauptstadt hat an diesem Tag mehr gesehen als 1000 Kreuze für das Leben. Hass, Gewaltbereit-

schaft und Meinungsdictatur haben die Lebensschützer an diesem Tag zu spüren bekommen. Während treue Weggefährten der deutschen Lebensschutzbewegung einen inneren Panzer gegen die äußeren Anfeindungen entwickelt haben und dementsprechend ruhig blieben, zeigten sich die in diesem Jahr zahlreicher angereisten Jugendlichen der „Christdemokraten für das Leben“ unter der Führung von Sophia Kuby sowie der „Jugend für das Leben“ in der Verantwortung ihres Vorsitzenden Matthias Lochner mehr als nur beeindruckt. Es sind ihre ungeplanten Altersgenossen, die nicht gewollten Kinder ihrer Generation, deren Tod auf dem Marsch betrauert wurde. Und es sind ihre Altersgenossen, die nicht einmal die Trauer zulassen wollen. Diese jungen Menschen befinden sich auf dem Weg in eine unmenschlicher werdende Gesellschaft – auf dem Marsch in den Kulturkampf. Man sollte sie nicht alleine lassen.

Die Kirche stellt für sie eine der wenigen verbliebenen Heimatstätten dar. Sie wird sich dem Kulturkampf neuer Prägung nicht entziehen können. Die Parolen der Störer zeigen, dass es bei dieser Auseinandersetzung nicht „nur“ um die gesetzliche Regelung der Abtreibung geht. Ginge es nach ihnen, würden ethische Grundüberzeugungen längst kriminalisiert sein. Die Gesetzgebung rund um Antidiskriminierung und Gleichbehandlung hat gezeigt: Für diese Zielsetzung können sie auf mächtige Fürsprecher in der Politik setzen.

Doch zu den jungen Lebensschützern stellt sich kein namhafter Politiker dazu. Auch die meisten Bischöfe scheinen den öffentlichen Auftritt zu meiden, wenn es einmal gegen den Zeitgeist geht. Dabei hätten sie viele junge Menschen hinter sich bei einem beherzten Einsatz für das Leben. Wenn diese wenigen jedoch verloren gehen sollten, sei es aus Einschüchterung, Ernüchterung oder einfach Erschöpfung, dann steht es schlecht um den Einsatz für das Leben in unserem Land. Die „Kultur des Lebens“ – von Paul VI. eingeführt, von Johannes Paul II. propagiert und von Benedikt XVI. immer wieder in Erinnerung gerufen – stellt eine gute Begrifflichkeit dar. Doch muss sie auch gelebt werden (können). □



*Umgedrehte Kreuze, das war ihr aussagestarkes Symbol: Antifa-Aktivist*innen stören den Marsch für das Leben.*



Endziel der Abtreibungsbefürworter: Weg mit dem Paragraphen 218, vollständige Legalisierung jeder Abtreibung.

Präzedenzfall für die Mächtigen

*Wie und warum radikale Muslime in Berlin den öffentlichen Raum erobern /
Das Beispiel der Schule mit Gebetsraum*

Eigentlich ist es ganz einfach. Der Staat bietet Schulen mit weltanschaulich neutralem Status an, Privatschulen sind per definitionem nicht neutral. Wenn Eltern bestimmte Forderungen an die Schule erheben, die diese nicht erfüllen kann oder will, dann müssen diese Eltern eben eine eigene Schule gründen. Das gilt auch und gerade für den Religionsunterricht. Natürlich gibt es keine totale Neutralität, der Laizismus kann genauso intolerant sein wie eine Religion. Wenn aber die Justiz sich zugunsten einer Religion einmischt, dann entsteht ein Präzedenzfall. So geschehen in Berlin am Diesterweg-Gymnasium, wo jetzt aufgrund eines Urteils des Berliner Verwaltungsgerichts „organisatorische Vorkehrungen“ zu treffen sind, um dem 16jährigen muslimischen Schüler Yunus M. ein ungestörtes Mittagsgebet in der Schule zu ermöglichen. Warum soll Yunus allein beten dürfen? Warum kann man ihn nicht vom Unterricht befreien für seine Gebetszeit? Kann man anderen Schülern auf anderen Schulen das „Gebetsrecht“ in der Schulzeit nun verwehren? Soll es jetzt an allen Schulen Andachtsräume geben? Ist das Urteil integrationsfördernd oder begünstigt es eher die Bildung von Parallelgesellschaften?

Viele Fragen. Der Neuköllner Bürgermeister Heinz Buschkowsky gibt eine Antwort, die zwar nicht alle, aber doch die meisten Fragen beantwortet, wenn er sagt: „Dieses Urteil fällt hinter die Aufklärung zurück“. Denn es ist ein Urteil für einen Islam, der sich der Aufklärung im Sinn der Synthese von Vernunft und Glaube widersetzt. Das gilt für die meisten Formen des Islam heute. Die Scharia, das Gesetz des Islam, legt davon ein beredtes Zeugnis ab. Seine radikalen Strafen und Urteile haben mit Vernunft und Menschenrechten nicht viel gemein.

Darüber hätten die Richter und Politiker nachdenken sollen. Sie haben eine große Chance vertan, Begriffe zu klären – für die Muslime in Deutschland ebenso wie für viele verwirrte Deutsche selbst. Aber dann hätten sie auch sagen müssen, dass Europa sich für radikale Muslime in einem unerklärten Krieg befindet.

Der Krieg verwirrt die Begriffe, heißt es schon bei Thukydides, einem der ältesten und auf jeden Fall dem bedeutendsten Geschichtsschreiber der Antike (um 460 bis 395 vor Chr.). Ihm haben wir die Aufzeichnungen über den Peloponnesischen Krieg zu verdanken, und wie sehr das begriffliche Instrumentarium auch hierzulande durcheinander geraten ist, zeigt ein Blick auf die Reaktionen des Urteils des Berliner Verwaltungsgerichts. Da ist von Aufkündigung der Neutralität an staatlichen Schulen die Rede bis hin zu Bravo-Rufen für die Toleranz in unserem Staat. Die Verwirrung ist groß. Allerdings nicht für die Muslime am Diesterweg-Gymnasium selbst. Sie kämpfen seit zwei Jahren schon für ihren Gebetsraum. Vor zwei Jahren, im November 2007, beteten Yunus und sieben weitere Schüler öffentlich in einer Ecke eines Flurs in Richtung Mekka. Die Direktorin Brigitte Burchardt machte sie darauf aufmerksam, dass solche „religiösen Bekundungen“ nicht gestattet seien. Daraufhin klagte der Vater von Yunus, ein zum Islam konvertierter Deutscher. Eine einstweilige Anordnung erlaubt Yunus seit März 2008, in einem Klassenraum nicht-öffentlich zu beten. Damit war Yunus nicht zufrieden. Er klagte auch. Für ihn ist offenbar klar: Dank der Justiz in Berlin kann man auch das öffentliche Beten und mit dem öffentlichen Raum auch die kulturelle Hegemonie als Vorstufe zur Macht erlangen. Und darauf kommt es den radikalen Muslimen an.

Apropos Thukydides. Er hat im fünften Buch seiner Geschichte des Peloponnesischen Krieges einen eindrucksvollen Dialog wiedergegeben zwischen den Gesandten Athens und den Bewohnern der Insel Melos. Athen wollte die Insel notfalls mit Gewalt in sein Herrschaftssystem eingliedern, und der Dialog, übrigens der älteste, der uns in griechischer Sprache überliefert ist, zeigt mit dramatischer Wucht die Machtfrage auf. Nachdem die Leute aus Melos ihre Ansichten dargelegt haben, sagt der Gesandte Athens lapidar: „Die Athenische Regierung hat nicht die Absicht, in eine Erörterung darüber einzutreten, ob sie ein historisches Recht hat, die Eingliederung der Insel Melos



Er boxte das fatale Urteil durch: Schüler Yunus mit seinem Gebetsteppich in der Schule.



Sie wehrte sich tapfer: Wird ihre Schule nun zum Signal für andere? Direktorin Brigitte Burchardt vom Diesterweg-Gymnasium in Berlin.

in ihren Lebensraum zu verlangen, sie verspricht sich von solch einer Erörterung keinerlei nützliche Ergebnisse. Sie vermag auch den Einwand nicht entgegenzunehmen, dass die Insel sich einen Anspruch auf Neutralität erworben habe. Auch sei die Diskussion über Gerechtigkeit nur dort sinnvoll, wo eine gleich große Macht dahinter steht, diese Ansprüche zu schützen. „Denn“, so die Quintessenz aus diesem Dialog, „der Mächtige tut, was er will und der Schwache das, was er muss“.

So ist, vielleicht weniger ziseliert, das Denken radikaler Muslime. Der Mächtige tut, was er will – wenn er es kann. Und wenn er es kann, ist er auch dazu verpflichtet, auch dafür gibt es Suren im Koran. Yunus fühlte diese Verpflichtung. Er sah, wer mächtig ist in Berlin, oder zumindest, wer schwach ist. Die Instrumentalisierung der Justiz, der dritten Gewalt, für den Kampf um die Aufhebung der staatlichen Neutralität zugunsten des Islam, ist ihm ein Gebot. Mit der „Aufkündigung der Neutralität an staatlichen Schulen“ (CDU-Integrationspolitiker Kurt Wansner) hat das Gericht deshalb nicht nur einem potentiellen Run auf religiöses Brauchtum den Weg geebnet. Es hat vor allem dem orthodoxen Islam und seinem radikalen Denken eine Bresche geschlagen, die so leicht nicht wieder zu schließen sein wird. Denn es geht nicht um ein einfaches Gebet, eine Frömmigkeitsübung oder ein individuelles religiöses Vergnügen. Wo einmal eine Moschee stand, ist „heiliger Boden“, der auf keinen Fall wieder aufgegeben werden darf, notfalls muss man ihn wieder erobern.

Das lernen muslimische Kinder schon an orthodoxen Koranschulen.

Und sie lernen noch mehr. Zum Beispiel, dass das Wort Islam nicht Friede bedeutet, wie hier und da gesagt wird, sondern Hingabe, Ergebung in den Willen Allahs. Die Geisteshaltung des Muslims soll eine Haltung ständiger Ergebenheit und Hingabe, man könnte auch sagen der Unterwerfung sein. Aus dieser Unterwerfung entsteht dann Friede – vielleicht. Wie oft er beten soll, wann und wie er sich waschen muss, um die rituelle Reinheit zu wahren, welche Regeln für den Rechtsverkehr gelten, wie er fasten und wie er Krieg führen soll – alles dies wurde von dem Propheten des Islam zu einer Weltordnung zusammengesammelt, die den Anspruch erhebt, unbezweifelbar und vollkommen zu sein. Der Islam hat keine Aufklärung erlebt und keinen innerstaatlichen Werte-Pluralismus. Er kennt von Haus aus weder die politische Freiheit des demokratischen Staates noch die vom Zweiten Vatikanischen Konzil so deutlich verkündete Freiheit der Religionswahl. Der orthodoxe und mehr noch der radikal denkende Muslim lebt in einer streng patriarchalisch gegliederten, aber ansonsten unkalkulierbaren Beziehungswelt, in der aus unserer Sicht Unfreiheit herrscht. Demokratie und orthodoxer Islam sind miteinander unvereinbar. Das Prinzip der religiös-weltanschaulichen Neutralität des demokratischen Staates verträgt sich nicht mit dem Gefüge einer Theokratie. Die politische Autonomie widerspricht dem Gottesstaat, der von Allah vorgege-

benen Staatsidee. Selbst der Begriff Demokratie ist dem Islam fremd.

Wie jeder Totalitarismus, wie jede radikal-totalitäre Ideologie, so greift auch der islamistische Radikalismus global aus. Er unterscheidet zwischen einem „Haus des Friedens“ (dar al salam), dem Gebiet unter islamischer Herrschaft, und dem „Haus des Krieges“ (dar al harb), den von Nicht-Muslims beherrschten Räumen. Zwar wird diese Unterscheidung in der Diplomatie offiziell nicht angewandt. Aber man darf vermuten, dass dies nur Taktik ist, jedenfalls für orthodoxe Muslime. Für die übrige Welt gilt die Formel Dar al sulch, das Haus des Waffenstillstandes. Diesem Haus gilt höchstes Interesse. Es ist überall da, wo Muslime leben aber nicht herrschen, in Afrika, in Europa, gerade in Westeuropa, auch in Asien. Dort wird investiert in Moscheen, in Koranschulen, in Publikationen. Dass die Gastländer eine Reziprozität verlangen könnten, also Kirchen in Saudi-Arabien, Afghanistan oder Iran bauen können dürfen, das ist jenseits des radikalen Denkens, oft auch des vielzitierten christlich-islamischen Dialogs. Und das wird als Schwäche ausgelegt – auch und gerade in Berlin.

Die verwirrten Berliner Reaktionen zeugen von abendländischem Gutmenschentum. Wir haben es aber in den Augen radikaler Muslime nicht mit dem griechisch-jüdisch-christlichen Kulturkreis zu tun oder mit der Herrschaft des Rechts, dem Primat des Rechtsstaates oder der Gewaltenteilung in Legislative, Exekutive und Judikative. Es gibt keinen islamischen Montesquieu, Locke oder Hobbes.

Kemal Atatürk hat es versucht, aber die Türkei, so kann man sagen, versucht es immer noch. Die Trennung von Staat und Religion soll auch in Europa zurückgeschraubt werden, Europa soll ein Haus des Friedens werden. Da ist jeder kleine Schritt willkommen. Ein Gebetsraum in Schulen ist so ein kleiner Schritt auf dem Weg zur Macht.

Ihm werden andere folgen. Denn der Islam ist eine politische Religion. Der Koran ist nicht nur Bibel, er ist gleichzeitig bürgerliches Gesetzbuch. Es gibt allein 500 Koranverse, die Probleme des Straf- und Zivilrechts behandeln. Der Islam erhebt den Anspruch, gleichzeitig religiöser Glaube und Staat – *din wa daula* – zu sein.

Er hält an einem in sich geschlossenen Rechtssystem fest, das auf dem Koran, auf Aussprüchen des Propheten Mohammed und den aus diesen beiden Quellen abgeleiteten Interpretationen der mittelalterlichen Rechtsschulen beruht. Aus dieser dreifachen Wurzel ist die Scharia entstanden, das Rechtssystem mit den für uns unmenschlichen Strafen. Das Wort Islam bedeutet nicht Friede, wie hier und da gesagt wird, sondern Hingabe, Ergebung in den Willen Allahs. Aus dieser Geisteshaltung der Unterwerfung entsteht dann Friede – vielleicht.

Diesem Frieden der Unterwerfung ist Berlin einen Schritt näher gekommen. Das Urteil ist ein Präzedenzfall, es wird als solcher genutzt werden. Die

Diskussion der westlichen Politiker und Gutmenschen geht an der Realität islamischen Denkens vorbei. Dieses Denken sieht in dem Urteil einen Schritt der Unterwerfung, einen Akt von Dhimmis, den Nicht-Muslimen oder Menschen zweiter Klasse. Das mag dem Schüler nicht klar sein. Das mag auch anderen Muslimen nicht klar sein. Möglicherweise ist es ihnen aber auch klar, und sie handeln ganz bewusst nach den Maximen des Koran – und werden das dann so laut jetzt noch nicht sagen. Sicher ist: Den Gutmenschen der Integration ist das nicht klar. Sie haben verlernt, zwischen Mächtigen und Schwachen zu unterscheiden. Und sicher ist noch eins: Diese Berliner Geschichte ist noch lange nicht zuende. Sie geht erst los. □

Der Krieg unserer Zeit

Bücher über den Islam sind mittlerweile Legion. Aber wenn ein Islam-Buch eines profunden und arabisch-sprechenden Kenners der islamischen Welt weitgehend von den Medien verschwiegen wird, dann verdient es Aufmerksamkeit. Um solche Bücher handelt es sich bei den Werken von Hans-Peter Raddatz oder Udo Ulfkotte in Deutschland oder auch einem Anonymus aus Frankreich, Enyo, oder Alexandre del Valle. Sie machen alle direkt oder indirekt auf die Gefahr des radikalen Islam aufmerksam. Natürlich, nicht jeder Muslim ist ein Terrorist, aber fast alle Terroristen heute sind Muslime. Allein diese Feststellung ist schon politisch unkorrekt. Es gibt, spätestens seit den martialischen Reaktionen auf die Regensburger Rede des Papstes, ein Tabu in Sachen Islam. Man könnte es so umschreiben: *Nihil nisi bene* – nur Gutes sagen und schreiben. Man hat die Gefahren des radikalen Islam sozusagen beerdigt. Dabei wollte der Papst nur darauf hinweisen, dass Religionen ihrem Wesen nach friedlich sein sollen.

Aber alle Autoren, die den Mut haben, dieses Tabu zu brechen,

sind sich darin einig, dass wir es mit einem Krieg zu tun haben. Unterschiedlich sind nur die Methoden. Es ist der Krieg des 21. Jahrhunderts. Beim Terrorismus handelt es sich keineswegs um einzelne Taten verzweifelter Fanatiker. Es sind meist wohlüberlegte, bis ins Detail geplante Attentate und «Kriegshandlungen» gegen einen bestimmten Gegner: Die westliche Zivilisation. Taktik und Strategie sind den Mitteln angepasst. Angstmachen, Terror säen, die Menschen an ihrer Zivilisation zweifeln lassen, die soziokulturellen Verhältnisse zugunsten des Islam ändern, das Werte-Vakuum des Westens mit den sozialen und dann auch den politischen Wertevorstellungen des Islam füllen.

Exemplarisch in diesem Sinn ist das Buch von Enyo. Der Autor hat viele Jahre Erfahrung in islamischen Ländern, er war Botschafter und Geschäftsmann, spricht die Sprache und liest regelmäßig auch streng vertrauliche Berichte für die Sicherheitsdienste. Er kommt zu dem Schluss: Die Islamisten nutzen die Gesetze in den freiheitlichen Ländern aus, sie rechnen



mit der Toleranz des Systems und sie nutzen die modernsten Techniken. Ohne Einschränkungen werde es nicht gelingen, den Gefahren zu begegnen. Konkret: Telefon- und Computerüberwachungen müssen die Regel werden. Nur wer etwas zu verbergen hat, könne angesichts der Gefahren dagegen sein. Ohne Einschränkungen der persönlichen Freiheiten werde die Freiheit ganz verschwinden.

Diese Autoren werden gerne belächelt – von denen, die auch heute rufen: *Peace in our time*. Appeasement ist angesagt, weil es komfortabel ist. Das war es vor siebzig Jahren auch. *lim*

Ein Beispiel der Selbstsäkularisierung

Die Tagespost veröffentlichte in ihrer Ausgabe vom 17. September 2009 einen Beitrag mit der Überschrift „Gegen ‚Priesterfixierung‘ für die Weihe von Frauen“, den wir nicht lesen und dann zur Tagesordnung übergehen können, weil hier zentrale Aussagen des katholischen Glaubens berührt werden.

Nach diesem Artikel äußert sich der Seelsorgeamtsleiter der Erzdiözese Salzburg, Prälat Balthasar Sieberer in der Kirchenzeitung „Kontakt“ zum „Jahr der Priester“, das Papst Benedikt XVI. ausgerufen hat. Prälat Sieberer: „Ein Priesterjahr ordnet sich pastoral gesehen zwischen notwendiger Aufmerksamkeit und verhängnisvoller Fixierung ein“. Prälat Sieberer bezieht sich auf die „Gemeintheologie“ und fordert „von der Priesterzentrierung zur Gemeindezentrierung“ überzugehen. Alle Christinnen und Christen seien auch Seelsorger und Seelsorgerinnen. Sieberer kritisiert, dass die Medien „den Niedergang der Seelsorge beklagen“, wenn in einem Pfarrverband Priester durch Pastoralassistenten ersetzt würden. Schließlich: „Die Priesterfixierung feiert fröhliche Urstände. Möge das Priesterjahr diesen Trend nicht fördern“.

Das „Jahr der Priester“ soll nach Papst Benedikt XVI. „dazu beitragen, dass Engagement einer inneren Erneuerung aller Priester für ein noch stärkeres und wirksameres Zeugnis für das Evangelium in der Welt von heute zu fördern“. Der Papst spricht in seinem Brief an die „Mitbrüder im pastoralen Dienst“ darüber „welch unermessliches Geschenk die Priester nicht nur für die Kirche, sondern auch für die Menschheit überhaupt sind“ und stellt Leben und Wirken des heiligen Johannes Maria Vianney, des Pfarrers von Ars als leuchtendes Beispiel vor Augen.

Statt sich das Anliegen des Papstes zueigen zu machen, instrumentalisiert der Seelsorgeamtsleiter der Erzdiözese Salzburg den Brief des Papstes, um seine Gemeindeideologie zu propagieren. Dass sich Gemeinde nach katholischem Verständnis um die Eucharistie konstituiert, ist der Priester eben nicht durch einen Pastoralassistenten zu ersetzen. Die als

Auf dem Prüfstand

Anklage gemeinte „Priesterzentrierung“ zeigt ein Priesterbild, das nicht mehr mit der Sakramentenlehre der Kirche im Einklang steht.

Der Abteilungsleiter des Seelsorgeamtes für Verkündigung und Liturgie der Erzdiözese Salzburg, Sebastian Schneider geht noch einen Schritt weiter. Er tritt offen für die Priesterweihe der Frauen ein: „Für mich ist eigentlich die Zulassung beider Geschlechter zum Weiheamt in der Kirche nicht mehr zu diskutieren. Die Geschlechtergerechtigkeit ist eine wesentliche Frage für die Zukunft der Kirche“. Weiter: „Nicht weil wir zu wenig Pfarrer für die einzelnen Pfarrgemeinden haben, müssten Frauen zum Amt zugelassen werden, sondern weil es im Sinne des Evangeliums die strukturelle Gerechtigkeit zwischen Frauen und Männern erfordert“.

Der Satz, dass über die Zulassung der Frauen zur Priesterweihe „nicht mehr zu diskutieren“ ist, ist das einzig Richtige in dieser Aussage. Johannes Paul II. hat in seinem „Apostolischen Schreiben über die nur Männern vorbehaltene Priesterweihe“ vom 22. Mai 1994, nach dem er die „beständige und umfassende Überlieferung der Kirche dargelegt und erläutert hat, erklärt: „Damit also jeder Zweifel bezüglich der bedeutenden Angelegenheit, die die göttliche Verfassung der Kirche selbst betrifft, beseitigt wird, erkläre ich Kraft meines Amtes, die Brüder zu stärken, dass die Kirche keinerlei Vollmacht hat, Frauen die Priesterweihe zu spenden, und dass sich alle Gläubigen der Kirche endgültig an diese Entscheidung zu halten haben“.

Der Artikel in der Tagespost endet: „Der Salzburger Erzbischof Alois Kothgasser hat sich bisher nicht öffentlich zu den Forderungen

seiner Mitarbeiter geäußert. Dabei wird es nicht bleiben können, denn sonst würde der Bischof seinen Hirtenpflichten nicht nachkommen. Die Erklärungen der Herren Sieberer und Schneider stehen in der öffentlichen Diskussion und können deswegen auch nicht innerhalb der vier Wände ausgeräumt werden. Es ist Angelegenheit des zuständigen Ortsbischofs, aber nicht nur von ihm, weil die Bischöfe über ihre Diözese hinaus Gesamtverantwortung für die Kirche tragen. Die Aussagen des Seelsorgeamtsleiters und des Abteilungsleiters des Seelsorgeamtes betreffen nicht nur Fragen der Erzdiözese Salzburg, sondern der Gesamtkirche.

Hubert Gindert

Kirchensteuerfinanzierte Selbstzerstörung

Die Bundesweite Einrichtung „Donum Vitae“ lädt zu einem Festakt „10 Jahre Donum Vitae“ am 23. Oktober 2009 in die Katholische Akademie von Berlin ein. Nach der Begrüßung durch den stellvertretenden Bundesvorsitzenden Dr. Olaf Tylack spricht Rita Waschbüsch über 10 Jahre „Donum Vitae“. Die Festrede hält der Präsident des Deutschen Bundestages Prof. Dr. Norbert Lammert MdB. Prof. Dr. Hans Meyer, Präsident des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken spricht auf diesem Festakt ein Grußwort. Der evangelische Bischof Prof. Dr. Huber, Vorsitzender der EKD steuert ein Geistliches Wort bei.

Ein Festakt von „Donum Vitae“, einer Vereinigung, die in einem klaren Gegensatz zur Katholischen Kirche steht, in einer Katholischen Akademie! Das ist schlimmer, als wenn die Sozialdemokratische Partei ihren Bundesparteitag im Konrad-Adenauer-Haus abhalten würde. Die Katholische Akademie, ist eine von der Kirchensteuer finanzierte Einrichtung. Die Bischöfe sollen sich nicht wundern, wenn loyalen kirchensteuerzahlenden Katholiken der Kragen platzt und sie fragen, ob sie ihre Kirchensteuern nicht außerhalb der Bundesrepublik entrichten können. Der Vorgang lässt an eine kirchensteuerfinanzierte Selbstzerstörung denken.

Hubert Gindert

„Wir sind die besseren Materialisten“

Bei seiner Predigt zur Seligsprechung von Bruder Eustachius Kugler OH am 4. Oktober 2009 im Dom zu Regensburg ging Bischof Gerhard Ludwig Müller aus von der sog. „Erhebung der Gebeine“, die zum Verfahren der Seligsprechung gehört, und er sprach dann über die christliche Achtung des Materiellen, insbesondere des menschlichen Leibes (Wortlaut der Ansprache: im Internet über die Homepage des Bistums Regensburg; im Druck im „Osservatore Romano/Wochenausgabe in deutscher Sprache“, 9.10.2009, S.8).

(...) Gottes Heilswille umfasst die Rettung des ganzen Menschen in Geist und Leib: „Wenn der Geist dessen in euch wohnt, der Christus Jesus von den Toten auferweckt hat, dann wird er, der Christus Jesus von den Toten auferweckt hat, auch euren sterblichen Leib lebendig machen, durch seinen Geist, der in euch wohnt“ (Röm 8,11).

Darum hat der Christ ein positives Verhältnis zur materiellen Welt und zur leiblichen Existenzform der menschlichen Person. Daraus folgt die Verantwortung für das leibliche Wohl der Mitmenschen. Mit der Liebe Christi nimmt er sich umso mehr der hilfsbedürftigen, kranken und behinderten Menschen an. Richtmaß für alles Denken, Handeln, Arbeiten und Entscheiden ist immer die Würde des Menschen vom ersten Augenblick der Empfängnis bis zum letzten Atemzug des Sterbenden. Auch über den Tod hinaus wahren wir die Würde des Menschen, indem wir den Leichnam nicht wie Abfall entsorgen oder als bloßes Material benutzen. Angesichts der körperlichen Reste eines Menschen sind wir über das religiöse Gedenken verbunden mit seiner individuellen Existenz in seiner konkreten Lebensgeschichte. Im Gebet zu Gott stehen wir in Verbindung mit den Verstorbenen, die in Gott schon vollendet sind, weil eine gemeinsame Zukunft in Gottes Ewigkeit auf uns wartet.

Der atheistische Materialismus aller Zeiten verzweifelt an der Vollendbarkeit der Materie, weil er an die Existenz Gottes, der Leben und Liebe ist, nicht glauben kann. Das atheistische Anti-Evangelium lautet: Mit dem Tod ist alles aus! Darum genieße dein Leben – auch auf Kosten der anderen. Denn, so die Meinung, in der Natur gelte nur das Recht des Stärkeren und entgegen der Sehnsucht des geistbegabten Menschen nach der himmlischen Heimat komme es nur an auf das Überleben der Gattung im endlosen Kampf der Arten gegeneinander.

Dagegen gilt: Wir Christen sind die besseren Materialisten, weil wir an die

Zeit im Spektrum

Vollendung der Materie und damit auch an die Verherrlichung des Leibes bei der Auferstehung der Toten glauben.

„Die Bibel dem Volk zurückgeben“

Die rationalistische Bibelkritik, die unter der Parole „Entmythologisierung“ die Wunder und alles Übernatürliche aus der Heiligen Schrift um- und wegdeutet und damit den Glauben der Kirche bestreitet – mit den bekannten Folgen –, ist seit vier, fünf Jahrzehnten auch weit in den Raum der katholischen Kirche eingedrungen, von den Lehrstühlen für Theologie bis in die Religionsbücher für Grundschüler. Kommt nun mit einem neuen Buch von Peter Seewald endlich eine auch die Massenmedien erreichende, korrigierende „Gegendarstellung“? Die „Passauer Neue Presse“ befragte Seewald am 15. Oktober in einem Interview zu dessen Buch „Jesus Christus – Die Biographie“ (Pattloch Verlag 2009). Hier einige Stellen aus den Antworten des Autors:

(...) Dieser Jesus hat ja Spuren hinterlassen. Er ist die historisch am besten bezeugte Persönlichkeit der Antike. Und er hat sich gewissermaßen „geoutet“: als der Christus, der Messias, der in den Prophezeiungen des Alten Testaments angekündigt wurde. Mir ging es darum, wieder ein ganzheitliches Bild zu bekommen. Es gab Jesus ja nur noch in Häppchen. Die einen trennten die Wunder ab, die anderen teilten seine Worte in vermeintlich authentische und erfundene. Dieser Ansatz ist über Jahrzehnte exzessiv betrieben worden.

(...) Die Theologen haben unverzichtbare Arbeit geleistet. Ein großer Teil dieser Zunft aber hat in einer fast schon pathologischen Zerstückelungswut Jesus nicht mehr erklärt und verkündet, sondern nur noch relativiert. Die Bibel gehört nicht den Schriftgelehrten, man muss sie heute dem Volk wieder zurückgeben. Und zwar gerade auch dadurch,

indem man die Geschichte Jesu aufrichtig, kritisch, wahrheitsgetreu, aber auch lebendig, spannend, emotional und in ihrer ganzen Offenbarungsgröße erzählt, die ja nichts geringeres enthält als ein Angebot der Rettung. Dann bewegt sie auch die Menschen wieder. Dann werden auch ihre Heilkräfte wieder wirksam. Wären die Evangelisten Professoren gewesen, dann wäre das Evangelium vermutlich nicht über Palästina hinausgekommen (...).

„Wenn dein Sohn dich morgen fragt ...“

Auf die Weitergabe der Glaubenswahrheiten, wie sie die Heilige Schrift des Alten Bundes vorschreibt, nämlich vom Vater an den Sohn (vgl. Dt 6,20 ff), wies das „Directorium spirituale“ hin, anknüpfend an das Motto des Evangelischen Kirchentages von 2005 „Wenn dein Kind dich morgen fragt“ (Oktober 2009, S. 9 f; Erhardi Druck GmbH; Leibnizstr.11, D-93055 Regensburg).

„Wenn dein Kind dich morgen fragt.“ Eigentlich heißt es ja: „Wenn dein Sohn dich morgen fragt.“ In Israel waren die Söhne die Träger der Tradition. Sie hatten das Erbe, auch das religiöse Erbe der Väter zu bewahren und weiterzugeben. Beim Paschamahl stellt bis heute der jüngste Sohn die entscheidende Frage: „Warum ist diese Nacht anders?“ Und der Hausvater erzählt dann die ganze Geschichte von der Rettung des Volkes Israel aus Ägypten.

Wenn dein Kind dich morgen fragt, dann wäre es gut, auch eine Antwort zu wissen. (...)

Die Weitergabe des Glaubens geschieht zunächst in der Familie (...) Das Kirchenjahr bietet so viele Anknüpfungspunkte (...) Immer sind es Bräuche, die diese Tage begleiten. Sie lösen Fragen aus, auf die die Kinder eine Antwort erwarten. Dafür muss man sich Zeit nehmen. Man darf die Kinder nicht auf ein anderes Mal vertrösten: „Das erzähle ich dir, wenn ich einmal Zeit habe.“ Das Kind hat dann das Empfinden: Das muss nichts besonders Wichtiges sein, denn sonst würde man es nicht verschieben.

Das Judentum hat durch alle Verfolgungen hindurch seinen Glauben und seine Identität bewahren können. Die Feste und Bräuche spielten dabei eine bedeutende Rolle. Hier geschah Weitergabe des Glaubens. So ist es bis zum heutigen Tag. Dies sollten wir Christen vom Judentum lernen. Wo diese Aufgabe von den Eltern, den Großeltern wahrgenommen wird, da kann es nicht passieren, dass einer meint, an Weihnachten komme der Weihnachtsmann und an Ostern sterbe der Weihnachtsmann. (...)

Neuer Vorsitz im BVL

Nachfolger der Ärztin Dr. Claudia Kaminski als Vorsitzender des Bundesverbandes Lebensrecht (BVL) ist der Journalist Martin Lohmann. Die dreizehn Mitgliedsorganisationen hätten Lohmann am 26. September „einstimmig gewählt“, teilte der Verband in einer Presseerklärung mit. Recherchen des „Fels“ ergaben allerdings, dass die Stimme der „Aktion Lebensrecht für Alle“ (ALfA) – mitgliederstärkste Organisation im BVL – bei der Wahl gar nicht vertreten war.

Lohmann hatte 1992 in einem Kommentar der „Rhein-Zeitung“ zum Limburger Sonderweg in der Schwan-

gerenkonfliktberatung bedauert, das vatikanische Verbot der Ausstellung eines „Beratungsscheins“ zur straffreien Abtreibung hinterlasse „Bitterkeit“, denn Bischof Kamphaus habe „an der Klarheit der Botschaft für das Leben nie einen Zweifel gelassen“; er sei „diesen Weg für das Leben wohl auch in der Erkenntnis gegangen, dass moralische Forderungen letztlich nur im Lehrbuch ganz ‚porentief rein‘ umsetzbar sind, das Leben aber stets konkrete Kompromisse verlangt“. Lohmann lobte die „unaufgeregte Geradlinigkeit“ und „bemerkenswerte Glaubwürdigkeit“ des Limburger Bischofs und betonte, dass „in dieser nicht-dogmatischen Frage mehrere katholische Wege zum selben Ziel denkbar waren und bleiben“ und „dass Vielfalt

kein Hindernis für Einheit sein muss. Manchmal kann Vielfalt nämlich geradezu Ausdruck einer farbenfrohen und lebendigen Einheit sein“.

Im Widerspruch zur höchsten katholischen Lehrautorität sah der Journalist in Limburg „die Wahrheit nicht wirklich gefährdet. Es bleibt – leider – nun das Gefühl, man habe im fernen Rom die Gewissensnöte des Limburger Mitbruders zwar geahnt, sie aber nicht wirklich erkannt.“ Abschließend machte er sich noch das Argument von „Donum Vitae“ zu eigen indem er bedauerte: „Viele, die ‚nur‘ den Schein wollten und doch zum Kind bewegt werden konnten, können nun einheitlich nicht mehr erreicht werden.“



„Nicht der Braune von Braunau, sondern der Braune von Altötting steht für die Zukunft des Menschen!“

Anton Rotzetter

In Altötting öffnet Anfang Dezember 2009 noch einmal die Bruder-Konrad-Ausstellung, die schon von April bis Oktober bei der Stiftspfarrkirche zu sehen war, und sie bleibt dann bis zum 6. Januar 2010 geöffnet. Aus Anlass des 75jährigen Jubiläums der Heiligsprechung von Bruder Konrad von Altötting ruft diese Ausstellung die spannungsgeladene Zeit von 1934 in Erinnerung. Ein Jahr nach der Machtergreifung Hitlers propagierten die Nationalsozialisten in ganz Deutschland ein vermeintlich germanisches Herrenmenschentum. In Wahrheit herrschte bei diesen Herrenmenschen jedoch der mörderische Kadavergehorsam der SS. Diesem Neuheidentum stellte die katholische Kirche in der Person des demütig dienenden Kapuzinerbruders in der braunen Kutte ein christliches Signal entgegen. Die Nationalsozialisten haben diese Kampfansage durchaus verstanden und die Verehrung des neuen Heiligen behindert. Was ist

Bruder – Konrad – Ausstellung in Altötting

der Unterschied zwischen dem Gehorsam eines SS-Mannes und dem Gehorsam eines Klosterbruders? Der eine führt bedenkenlos jeden Befehl aus – auch wenn er dabei Verbrechen begehen muss. Das zeigte damals schon das KZ Dachau. Der andere folgt den Anordnungen seines Vorgesetzten im Vertrauen darauf, dass ihm nichts befohlen wird, was ihm oder den Mitmenschen schaden könnte. Hier steht frei gewählte moralische Ordnung gegen brutalen Egoismus. Die Priester konnten damals nicht mehr ungestraft gegen den Irrtum predigen, aber sie konnten indirekt noch Gegenbilder aufzeigen. Das tat die Kirche bewusst mit der Heiligsprechung des Klosterbruders Konrad in der braunen Kapuzinerkutte. Der damalige Kardinalstaatssekretär Eugenio Pacelli, der spätere Papst Pius XII., sagte bei der Heiligsprechung am Pfingstsonntag, den 20. Mai 1934: „Glücklich das Bayernland, glücklich das Deutschland, dem in schwerer, von düsteren Wolken überschatteter Zeit ein neuer Fürbitter erstet in dem großen Geisteskampf gegen die Mächte der Finsternis.“ Unter den Mächten der Finsternis verstand die Kirche damals den Nationalsozialismus. Mit Recht konnte Anton Rotzetter sagen: „Nicht der Braune von Braunau (Geburtsort Hitlers), sondern der Braune von Altötting steht für die Zukunft des Menschen.“ In der Tat hat der Nationalsozialismus den Menschen ein unermessliches Leid zugefügt, während das Wirken und der Geist Konrads die Grundlage für ein friedliches

Zusammenleben zeigte. So steht auf einer Schautafel: „Den Menschen an der Pforte, ihnen allen hat er ohne große Worte durch seine Güte und Freundlichkeit eine Botschaft geschenkt, die mehr wert war als bloße Worte.“

Die Ausstellung zeigt Gegenstände und Bilder aus der Umgebung des Heiligen. Texte von Zeitzeugen verdeutlichen die Geisteshaltung dieses scheinbar so einfachen Klosterbruders.

Sein Vorsatz zu Beginn des Klosterlebens lautete: „Ich will es mir recht angewöhnen, mich allezeit in die Gegenwart Gottes zu stellen.“ Sein Gebet war für ihn ein ständiges Sprechen mit Gott. Sein Respekt vor den Mitmenschen kam bei ihm aus der Hochachtung vor Gott.

Die Ausstellung dokumentiert auch die Verehrung, die Papst Benedikt XVI. gegenüber diesem Heiligen von Jugend an empfindet.

Diese Ausstellung ist für alle Besucher, besonders aber für Schulklassen, ein nachhaltiger Geschichtsunterricht.

Eduard Werner





**Wir bitten
um Spenden
für den**

**DER
FELS**

Katholisches Wort in die Zeit

www.der-fels.de

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Heinz Froitzheim
Postfach 11 08, 84495 Altötting
- Dekan Ludwig Gschwind
Mindelzell, Hl. Kreuz Str. 1
86513 Ursberg
- Pfr. Mag. Christoph Haider
Kath. Pfarramt St. Nikolaus
A-6406 Oberhofen/Inntal
- Jürgen und Nathanael Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Pälat Dr. Bertram Meier
Domkapitular
Kustosgäßchen 5a, 86152 Augsburg
- Prof. Dr. Dr. Anton Ziegnaus
Heidelbergerstr. 18
86399 Bobingen

Messfeiern nach dem Motu Proprio „Summorum Pontificum“
siehe Heft 1/2009, S. 29

Sühnenacht Sühneanbetung

Leuterod/Ötzingen: 30.11.2009, Maria-Hilf-Kirche, Sühnegeb.std. Euch.feier, Predigt, Beichte u. euchar. Anbet. von 18.00 - 22.00 Uhr m. Pfr. R. Lambert; monatl. Treffen der Mitglieder des Marian. Segenskreises; Hinweise: 02602-7272

Nächtliche Anbetung in Oberhaid:

14./15.11.2009, 19.30 Uhr, Anbetung, Beichtgel., 21.00 Uhr, hl. Amt zu Ehren der Mutter Gottes, 24.00 Uhr. Lat. Choralamt, Ende ca 2.00 Uhr

Wietmarschen: 07.11.2009, 15.30 Uhr Ro.kr. andacht i. St. Matthiasstift, anschl. hl. Messe in der Wallfahrtskirche; Hinweis: 05921-15291

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

München:

18.11.2009, 16.30 Uhr, Rhaetenhaus, Luisenstr. 27, Pfarrer Erwin Reichart: Die derzeitige Krise der Kirche und die Möglichkeit ihrer Heilung; Hinweise: 089-605 732

Speyer:

22.11.2009, Besinnungstag mit Pfr. Elmar Stabel; Hinweise: 06324-64274

Netzwerk katholischer Priester:

Priesterexerzitien, 11.-15.01.2010, Erzabtei St. Ottilien, Thema: Priesterliche Spiritualität – Anregung im Priesterjahr; Referent: Bischof Dr. Walter Mixa; Hinweise: Pfr. H. Jolie, Hochstr. 23, 64367 Mühlthal

Gebetsmeinung des Hl. Vaters



im November 2009

1. dass sich alle Menschen, besonders die Politiker und Ökonomen, für die Bewahrung der Schöpfung engagieren.

2. dass die Gläubigen aller Religionen durch den Dialog und ihr Leben bezeugen, dass Gott ein Gott des Friedens ist.

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743, e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00;

Postbank München, KontoNr.: 903 166 809, BLZ 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance, Der Fels e.V.,

Konto Nr.: 60-377132-6, (Ausland) IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6; BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Wer Spenden auf unser Konto überweisen möchte, kann dies zu Inlandsgebühren erledigen, wenn er bei der Überweisung anstelle der Kontonummer die IBAN (=Internationale Kontonummer) DE 46 7009 1600 0005 1475 22 und anstelle der Bankleitzahl die BIC (Identifikation des Kreditinstitutes) GENODEF1DSS angibt.

Pfarrer Anton Joseph Marxen – Glaubenstreue bis in den Tod

Kommunisten dulden keine Priester, weil diese die Auferstehung Christi und damit den Glauben an das ewige Leben predigen. Die Kommunisten wollen ja ihr Paradies schon auf Erden errichten und können dabei keine lästige Konkurrenz brauchen. Daher gibt es auch kein einziges kommunistisches Land auf der Erde, in dem die Kirche nicht verfolgt worden wäre. Beispiele hierfür sind auch die Balkanländer Albanien und Jugoslawien, wo viele Priester nach dem Zweiten Weltkrieg grausam ermordet wurden. Dazu gehört auch der deutsche Priester Anton Joseph Marxen. Er ist am 2. August 1906 in einer kinderreichen Familie im Rheinland geboren. Aufgewachsen ist Marxen in der Nähe von Trier. Nach dem Abitur studierte er zunächst beim Steyler Missionsorden, um Missionar zu werden. Aus dieser Gemeinschaft schied er jedoch wieder aus. 1936 wurde er in München zum Priester geweiht, um in Albanien als Seelsorger zu arbeiten. Beim Abschied am Heimatbahnhof fiel Marxen auf, weil er statt dem neu eingeführten Gruß „Heil Hitler“ das herkömmliche „Grüß Gott“ demonstrativ gebrauchte.

In Albanien wirkte A. Joseph Marxen zunächst im Gebiet von Kthella. Die Bevölkerung dort nahm den fröhlichen und bescheidenen Priester gern auf. Offenbar wusste man, dass die Priester tatkräftig mithelfen beim Bau von Schulen, Krankenstationen und Waisenhäusern. Solche Hilfen erwarteten die Leute wohl auch in Kthella. Doch machten Partisanen die Seelsorge allmählich unmöglich, so dass der Bischof Pfarrer Marxen



nach Jube in der Nähe der Hafenstadt Durres rief. Im November 1944 haben die Kommunisten unter Enver Hoxha in ganz Albanien die Macht übernommen. Bald darauf wurden die kirchlichen Schulen, Krankenhäuser, Waisenhäuser und Missionen geschlossen. Viele Priester und Ordensschwestern wurden ermordet oder ins Gefängnis geworfen. Da boten die letzten deutschen Soldaten vor ihrem Rückzug den ausländischen Priestern an, sie nach Deutschland mitzunehmen. Wie die meisten Priester lehnte auch Anton Joseph Marxen dieses verlockende Angebot ab. Ihnen stand das Bild des guten Hirten vor Augen, „der nicht flieht, wenn er den Feind kommen sieht.“ Marxen wollte trotz der Gefahr bleiben und die nun einmal übernommene Pflicht erfüllen. Am 11. März 1946 wurde nach Zeugenberichten auch

Marxen verhaftet und in die Hauptstadt Tirana ins Gefängnis gebracht. Während des Gefängnisaufenthaltes setzten sich Albaner für Marxen ein, um ihn frei zu bekommen. Ohne Erfolg! Im November 1946 stellten die Kommunisten dem gefangenen Priester eine Falle. Sie ließen ihn aus dem Gefängnis hinausgehen, damit er das Land verlassen könne. Noch in der Nähe des Gefängnisses wurde er jedoch hinterrücks erschossen, weil er angeblich habe fliehen wollen. Manch anderen ausländischen Priestern und Ordensschwestern erging es ähnlich. Wie es viele Christen bei Verfolgungen immer gemacht haben, haben auch sie trotz Isolation und Verlassenheit ihre Pflicht treu bis zum Tode erfüllt. Um das Jahr 2000 kam die Wende auch in Albanien. Ein albanischer Priester, der über vierzig Jahre Zwangsarbeit überlebt hatte, bekannte nach seiner Befreiung: „Es ist ein unfassbares Glück, dass ich jetzt die Heilige Messe feiern kann, ohne mich dabei ängstlich verstecken zu müssen.“ Dieser Priester wurde nach der Wende Bischof, und er leitete bald darauf zusammen mit der albanischen Bischofskonferenz ein Seligsprechungsverfahren für insgesamt 40 ermordete Glaubenszeugen ein. Auch für Pfarrer Marxen. Nun wird demnächst auch Anton Joseph Marxen von der Kirche in die Zahl der Seligen aufgenommen. Welche Freude und Dankbarkeit müssen heute jene Christen empfinden, die diese Leidenszeit überlebt haben. Christen in den westlichen Demokratien dagegen wissen oft gar nicht, welchen Schatz sie mit ihrer Religionsfreiheit haben.

Eduard Werner